P. o. gall.
372 pd

la Tour

[Charrière]

<36631038180015

<36631038180015

Bayer. Staatsbibliothek

Honorine von Üserche,

oder

die Gefahr der Systeme.

Eine Novelle

von

dem Abbé de la Tour.

Aus

dem französischen Manuskript übersetzt

von

L. F. Huber.

Neue unveränderte Auflage.

Cogitans dubito.

Frankfurt am Main, 1819.
bei den Gebrüdern Sauerländer.

97

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

4

Der Abbé hatte während des Sommers 1795 eine ziemlich lange Reise gemacht. Theobalds und seiner Mutter Bitten hatten ihn bewogen, Emilien und Constanzen in Zelle aufzusuchen, und er hatte sie, nebst dem alten Baron, wieder nach dem Schloß Altendorf gebracht, dessen Gegend von den Emigrirten und Engländern geräumt war. Ein einziger Franzos war in Altendorf geblieben. Constanze hatte ihn

in ihr Haus einziehen lassen. Sie hatten sich ehemals gesehen; sie waren zwar nie weder besondre Freunde noch in einander verliebt gewesen, allein sie hatten doch jedes auf des andern Schicksal viel Einfluß gehabt. Emilie ist seine nahe Verwandtin, und man hatte vor der Revolution darauf gedacht, sie zusammen zu verbinden. Ein Mann von edelm, schönem Ansehen, von umfassendem und aufgeklärtem Geiste, stört er doch Theobalds ehelichen Frieden nicht: dieser liebt ihn vielmehr wie einen Bruder, und ehrt in ihm ein nachahmenswürdiges Muster. Eben so wenig, wie an dem Glücke dieses Paares, wird der Vicomte wohl an der Lage ihrer Freun-

din ändern. Er ist gewöhnlicher Weise sehr traurig, und glaubt sich daher nicht im Stande, eine Frau zu beglücken. Constanze ihrerseits hat zu viel Achtung für seine Geburt und für seine Tugenden, um ihm ein zweideutiges Vermögen mitbringen, und seinen Namen neben gewissermaßen berüchtigte Namen stellen zu wollen. Ein erster Gemahl, der ein Schlachtopfer seiner eignen Wuth geworden war, und sie vor ihrem siebzehnten Jahre als Wittwe zurückgelassen hatte; ein zweiter, der sich zur nämlichen Zeit umgebracht, als Tyrannen, die nach Blut und Gold dürsteten, ihren Vater auf dem Schaffot sterben ließen: — das alles konnte in's Anden-

ken des Publikums zurückgerufen werden, und auf den Gemahl, den sie sich gäbe, ich weiß nicht welchen trüben, düstern Schimmer werfen. Besser, den Vicomte bloß seinem Unglück überlassen; besser, er arbeite, wie er sich vorgenommen hat, zugleich zu seiner Zerstreuung und seinem Unterhalt. Durch seine Geschicklichkeit in der Baukunst, durch seine schönen mechanischen Kenntnisse, ist er dem Lande, das er bewohnt, bereits von großem Nutzen gewesen. Schon auf den Gütern seines Vaters in Lothringen trocknete er vor Zeiten Moräste aus, ließ Mühlen bauen, Kanäle graben, errichtete Brücken, Schleusen, Chausséen; in Westphalen wird er

mit Hülfe des geschickten Nordholländers ähnliche Dienste leisten. Warum hat man doch nur immer gegen die Emigrirten überhaupt mitleidig oder hart seyn wollen, als ob es Menschen besondrer Art wären, die alle eine gleiche Empfindung verdienten! Warum hat man sie nicht lieber beurtheilt und gewürdigt, wie man Landsleute würdigt und beurtheilt; den einen gemieden, um den andern lieb zu gewinnen; den man schätzte, zum Freund, zum Schwiegersohn, zum Schwager erwählt; den nichts auf der Welt empfahl, gehen lassen, und sich nicht mit ihm abgegeben? Dann hätte man ihre Sache nicht zur seinigen gemacht; man

hätte nicht Gut und Blut für sie daran gesetzt: allein man würde sich mit den Tugenden und Talenten bereichert haben, die ihr Vaterland an einigen unter ihnen verlor. So hat man es in einem Winkel Westphalens gehalten. Theobald besitzt die liebenswürdigste Gattin: Altendorf hat sich einen Mann von ausgezeichnetem Verdienst zugeeignet.

Den Abbé de la Tour riefen seine Geschäfte vom Schlosse ab, ohne daß er aber Deutschland verließ; er war zu Anfang des Winters wieder zur Baronin von Bergen gekommen, und hatte die nämlichen Leute da gefunden, die voriges Jahr ihren gesellschaftlichen Zirkel ausmachten. Wie bei seiner Abreise,

dachte keiner mit dem andern überein; aber, wie damals, wurden durch diese Verschiedenheit der Meinungen nur Schätze mancher Art in Gemeinschaft gebracht. Der Philosoph war tiefsinniger als die andern, der Theolog hatte mehr ausgebreitete Gelehrsamkeit, und was die andern von ihnen lernten, wurde auf andre Denkungsarten, als die ihrigen, angewandt. Die nämlichen Thatsachen, die nämlichen Beobachtungen ließ man zu Belegen für entgegengesetzte Systeme dienen. Die Baronin besaß die Kunst, die Leute, die sie mit einander in's Gespräch brachte, bei der Klinge zu erhalten, und Streitigkeiten unter ihnen zu nähren, ohne daß Haß

daraus erwuchs. Insgeheim neigte sie sich zu dem Schüler Fenelons; doch war diese Neigung nicht ausschließlich, und sie empfing den Abbé mit den größten Freundschaftsbezeugungen. Man sprach eines Tages in seiner Gegenwart von Religion und Toleranz. »Sollte man jedermann erlauben, alle seine Ideen in Beziehung auf Gott und Natur, auf Offenbarung und Vernunft, kund zu thun?« Diese Frage war es, die man mit Mäßigung und Redlichkeit abhandelte. Ich entscheide nicht für andre, sagte der Abbé; dem Himmel sei Dank, ich befinde mich an der Spitze keiner Regierung, die über Freiheit oder Nicht-Freiheit der Presse zu verfügen hätte;

so viel mich aber betrift, ist die Frage entschieden. Triebe ich es bei Gegenständen, von denen es mir schwer wird vollkommen überzeugt zu seyn, jemals über einen demüthigen Pyrrhonismus; hätte ich eine Meinung: ich würde schweigen. Ja, in Betracht dessen, was ich vor kurzem sah, würde ich gewissenhaft schweigen; und wäre mein Stillschweigen eine Art von Verkündung meiner Meinung, so würde ich für die Religion sprechen, welche in dem Lande, das ich bewohnte, bekannt würde, und ich würde mich keiner ihrer äußeren Übungen entziehen. Was haben Sie denn gesehen? rief die Baronin; erzählen Sie doch! — Das würde zu lange dauern, sagte der

Abbé; aber aufsetzen will ich eine Geschichte wohl, die ich zum Theile kannte, und deren Rest mir lezthin von einer sehr unglücklichen Person erzählt worden ist. Geschwind setzen Sie auf, sagte die Baronin; Ihre drei Weiber haben mich interessirt; ich rechne darauf, diese neue Geschichte wird mich nicht minder interessiren.

Honorine von Üserche.

Frau von Üserche, eine reiche Erbin, war noch sehr jung, als sie sich mit einem nicht minder reichen Mann von einem alten französischen Geschlecht, einem Manne voll Geist und Welt, der aber um mehrere Jahre älter war als sie, vermählte.

Als sie aus der Kirche kamen, wo sie den ehelichen Segen erhalten hatten, stieg der Gemahl in eine Postchaise, um sich nach seinem Regiment zu begeben, und die Gemahlin wurde zu ihrer Mutter zurückgebracht. Ihrer großen Jugend wegen, war beschlossen worden, daß sie erst nach Verlauf eines Jahres bei ihrem Manne leben sollte; dieser nannte galanter Weise jenes Gesetz eine

Verweisung, und äußerte, er würde die Zeit, die er nicht in seiner Garnison zubringen müßte, in England verleben.

Diese Standesveränderung setzte die junge Frau in den Vortheil, nicht allein Roth aufzulegen, und sich nach ihrem Wohlgefallen zu kleiden, indem sie sich mit allen den kostbaren Spielereien schmückte, die man ihr reichlich hatte zufließen lassen, sondern auch, so viel sie wollte, mit ihrer Mutter, oder einer Verwandtin, die auch die meinige war, in das Schauspiel zu gehen, und da neben der Theatermoral eine ganze Menge kleiner loser Witzeleien über ihr zweideutiges Verhältniß, als Mädchen, Frau, und Wittwe zu gleicher Zeit, anzuhören.

Der Marquis de la Touche, ein Verwandter der Dame, in deren Gesellschaft sie meistens ausging, machte sich, indem er kaum mit ihr sprach, zu Nutze, was ihr andre

andre vorschwazten. Sie war von Natur eitel und plauderhaft, und er war der beredteste Zuhörer, der mir je vorgekommen ist. Eine Anstellung bei Hofe, mit andern Vortheilen verbunden, gab ihm ein ziemliches Ansehen, so daß Frau von Üserche, äußerst geschmeichelt, daß ein Mann, dem alle Welt Achtung bezeugte, ihrem unbedeutendsten Geschwäz seine Aufmerksamkeit schenkte, sich bald für eben so geistreich hielt, als sie wirklich hübsch war. Bis dahin hatte es nicht geschienen, als ob man sie für besonders gescheut ansähe, und sie fand den Mann, der diese Entdeckung zuerst gemacht hatte, ihrer Bewunderung und ihrer Erkenntlichkeit gleich würdig. Niemand, sagte sie mir einst bei ihrer Mutter, in deren Haus Herr de la Touche Eingang gefunden hatte, niemand weiß die Leute und die Dinge so richtig zu beurtheilen, wie der Mann, den

Sie da sehn; in seiner Gegenwart spreche ich auch mit dem völligsten Zutrauen, und ich würde ihn bei jeder Gelegenheit für mein Orakel nehmen. — An eben demselben Abend, wie ich seitdem erfahren habe, fand Frau von Üserche, als sie sich schlafen legen wollte, den Marquis in ihrer Kammer. Sie erschrack, sie warf eine Menge ein, wie eine sehr mittelmäßige Person von sechszehn Jahren wohl einwerfen mag; er hörte sie an, bis sie nichts mehr zu sagen hatte. Dreiviertel Jahr darauf gebahr sie ein Kind. Meine Verwandtin, eine sehr regelmäßige Frau nach jedermanns Aussage, beschwor mich, dieses Kind nebst seiner Amme in meiner Provinz in Pension zu bringen, und machte mir eine Menge Dörfer nahmhaft, von denen es mich wunderte, daß sie je davon sprechen gehört hätte, die aber alle in der Nähe eines Schlosses lagen, das Herrn de

la Touche angehörte. Das brachte mich in Ansehung des Vaters auf eine Vermuthung, und ich wußte es ihm Dank, daß er sich um eine Frucht seiner heimlichen Liebschaften nicht ganz unbekümmert ließe. Die Mutter hingegen rieth ich nicht. Sie war mir zu uninteressant, als daß ich sie beobachtet hätte, und eher würde ich das Kind der Person, die mir es anvertraute, zugeschrieben haben.

Es war ein Knabe, schön wie ein Liebesgott, und das schon in einem Alter, wo die meisten Kinder noch nichts ausgezeichnetes haben. Er hatte in der Taufe den Namen Florentin erhalten; am andern Ende des Reichs wurde von Leuten, die sich nicht zu erkennen gaben, ein Gut für ihn gekauft, von welchem ihm sogleich der Name beigelegt ward, und bei den Bauersleuten, zu denen er in die Kost kam, hieß er bald der Vicomte de la Haie, bald Florentin, bald

der schöne Florentin; öfters sogar bezeichnete man ihn bloß mit dem Namen der Schöne, dessen jeder Tag ihn würdiger machte.

Kaum hatte man ihn weggeschaft, als Herr von Üserche zu seiner Frau wiederkehrte. Sie war weniger als bei ihrer Vermählung im Stande, eine Schwangerschaft und eine Niederkunft zu ertragen. Man sagte es ihm, und der Augenschein lehrte es ohnedem nur zu gut. Er reiste wieder nach seiner Garnison, wohin sie ihm einige Monate darauf mit meiner Verwandtin folgte, und bei ihrer Rükkehr nach Paris kam sie mit einer Tochter nieder, mit welcher man sich befliß, sehr säuberlich umzugehen, wie mit einem vorzeitig gebohrnen Kinde, ob sie sich gleich vollkommen wohl zu befinden schien. Der Kunstgriff mochte indessen bei Herrn von Üserche nicht anschlagen; kurz, nach ihren Wochen, sagte er zu seiner Frau:

Sie sind jetzt gerade, wie Sie vor einem Jahre waren. Bei diesen Worten sah er ihr starr in die Augen, indem er den Vorhang eines Fensters, an welchem sie saß, zurückzog. Er ließ den Vorhang wieder fallen, verließ sie, und hat, glaube ich, seitdem nie wieder versucht, ihr einen neuen Rückfall zu verursachen: aber das Kind gewann er eben so lieb, als ihm die Mutter zuwider ward. Sei ruhig, sagte er oftmals und sehr laut zu dem Kinde; sei ruhig, ich werde nicht zugeben, daß man mir andre Erben neben dir gebe. — Wirklich kaufte er ein sehr schönes Gut in der Nähe des Dorfes, wo Florentin erzogen wurde, und führte da die einsamste Lebensart, ohne zwar seiner Frau die kindischen Übungen einer übertriebenen Frömmigkeit zu misgönnen; aber er gestand ihr keinen geistlichen Führer zu, und eben so wenig andächtige Seelen als

Weltkinder zu Freunden. Ich besuchte sie mehrmals, indem ich mich verschiedentlich bei Herrn de la Touche aufhielt; dieser aber betrat ihr Haus nie, denn schon vor der Geburt ihrer Tochter hatte er sich mit Frau von Üserche entzweit. Überdem lud Herr von Üserche niemanden zu sich ein; der Landbau und die Erziehung Honorinens beschäftigten ihn ausschließlich bis zu seinem Tode, der für ihr Glück zu früh erfolgte.

Ihr unseliges Loos war jedoch schon gefallen; schon hatte sie Florentin gesehen; sie hatten Veilchen und Primeln zusammen gepflückt, sie hatten zusammen das Lämmchen gestreichelt, das nach der Mutter blökte, sie hatten einen Reifen um die Wette vor sich her getrieben, einen fliegenden Drachen hoch in die Luft geschwungen; und schon, woferne man den süßen und grausamen Erinnerungen des Fräuleins von Üserche Glau-

ben beimessen darf, schon verloren alle ihre kleinen Spiele den gewohnten Reiz, wenn sie nicht gemeinschaftlich daran gehen konnten. Tausendmal hat sie mir betheuert, daß ein unwiderstehlicher Zauber sie zu einander zog. Nie gab es Zwistigkeiten unter ihnen, nie auch nur eine verschiedne Lust oder Meinung; denn einen Augenblick bestritten, verwechselte sich der Gedanke des einen sogleich mit dem Gedanken des andern, und bisweilen traf es sich, daß sie beide zu gleicher Zeit ihren Sinn geändert hatten.

Herr von Üserche fragte einmal Honorinen, was das für ein Kind wäre; das alle Tage auf die Wiese käme, um sie da zu erwarten. Es beliebte ihr, mit einem geringschätzigen Ton zu antworten: es ist ein Knabe, der weder Vater noch Mutter kennt, und den man den Schönen nennt. — Verdient er den Zunamen? fragte Hr. von Üserche;

und meinst du, es sei der Mühe werth, mich ihn sehen zu lassen? — Mein Gott, nein! sagte Honorine; und wie Jungfer Therese, ihre Aufseherin, den Mund öfnete, um ihr zu widersprechen, trat ihr Honorine unsanft auf den Fuß, und sprach von etwas anderm. Wie sie mit Jungfer Theresen allein waren, sagte sie: Es ist mir vorgekommen, als ob man uns nicht ungestört genießen ließe, was ein jeder bewundert; und was wir behalren wollen, thun wir wohl zu verbergen. Habe ich eine schöne Rose, so hüte ich mich, sie vorzustecken, damit man mir sie nicht abfordere; und von einer Frucht, die ich esse, sage ich immer, daß sie nicht reif ist, damit man mir nichr zumuthe, sie zu theilen. Sie hat einen Liebsten, Jungfer Therese; sage Sie ja, daß er dumm ist, daß er Ihr Langeweile macht, daß er Ihr die Arme ausrenkt, wenn er mit Ihr tanzt: auf die Weise

wird Sie vielleicht noch lange sich des Abends in das Gartenhäuschen zu ihm schleichen, und ihn des Nachts zum Fenster hier hereinlassen können. — Jungfer Therese erstaunte: Mein Gott, Fräulein! wo haben Sie im siebenten Jahre das alles schon her? — Von Ihr, Jungfer Therese, und von einer Menge Anderer, die mich gerade wie Sie, ohne es zu wissen, unterrichten. Aber fürchte Sie nichts; ich werde Augen und Mund zuhaben, sowohl wegen des alten Gärtners, der Ihr Blumen giebt, als wegen des jungen, dem Sie giebt, was er von Ihr verlangt; wenn Sie nur nicht thut, als ob Sie dies oder jenes Buch sähe, das ich etwa hier und da verstecken möchte, und wenn Sie von Herrn de la Haie nie weder Gutes noch Böses spricht. Sonst .... und hier verließ sie Jungfer Theresen. Honorine hatte schon damals, wenn es ihr gutdünkte,

den hochmüthigsten Blick, die gebieterischsten Gebehrden; selbst ihr Gang drückte Stolz und Herrschaft aus. Jungfer Therese, die ihr mit den Augen folgte, zitterte, blieb unbeweglich stehen, und gelobte im Herzen die tiefste Unterwürfigkeit gegen diejenige, über welche ihr die Aufsicht übertragen war. Welche elende Wahl, wird man sagen, hatte Herr von Üserche da getroffen? Er mußte sehr blind seyn. — Honorine meint jetzt, das sei vielleicht der Fall nicht gewesen. Sie erinnert sich, von ihm gehört zu haben, er wünschte nicht, daß sie in einer gänzlichen Unwissenheit alles Lasters bliebe. Man stellt den Weibern so viele Fallen, sagte er, daß es gut ist, wenn sie mit denselben bekannt werden; und führen sie sich schlecht auf, so sei es dann, weil sie es nicht anders haben wollen. Kommt mir nicht mit euern Gänsen, fuhr er fort; wenn sie fallen, stehen sie

nie wieder auf. Ja, kommt mir nicht einmal, in diesem schlammigen Jahrhundert, mit der Unschuld des goldnen Zeitalters! — Jungfer Therese war geschickt und reinlich, sie sprach gut, und ihr Benehmen war anständig; das war alles, was Herr von Ilserche verlangte, und übrigens unterrichtete er selbst Honorinen in den Wissenschaften, denen sie gewachsen war, und ließ für Tanzen, Musik, Zeichnen, Lehrer von Paris kommen: vom Eintritt des Herbstes an bis zum Sommer, blieb jeder derselben ein Vierteljahr: so viel wie er wollte, daß sie von diesen Dingen verstünde, war in der Zeit zu erlernen, und sie selbst trieb sie nicht mit besonderm Eifer, weil sie nicht gern mehr davon wissen wollte, als ihr Geliebter. Wie viel Kunstgriffe setzte sie nicht in Bewegung! Wie schmeichlerisch verstand sie nicht mit den Lehrmeistern umzugehen, und wie viel kleine

Geschenke brachte sie nicht bei ihnen an! Sie erhielt was sie wollte, und Florentin bekam von ihnen den nämlichen Unterricht wie Honorine. Als ich ihn besuchte, konnte man weder seine Zeichnungen noch sein Klavier vor mir verbergen; und das leztemal, da ich vor dem Tode des Herrn von Üserche, in dessen Hause war, begegnete mir Honorine mit einer liebkosenden Freundlichkeit, einer Zuvorkommung, die mich mit vieler Beredsamkeit einlud, das Geheimniß, hinter welches ich hatte kommen müssen, bei mir zu verwahren. Florentin wußte nicht allein durch Honorinen, was Herr von Üserche sie gelehrt hatte, und durch ihre Lehrmeister, was zum Fache derselben gehörte, sondern er sprach und schrieb auch mit Leichtigkeit und Anmuth. Ein ordentlicher Briefwechsel war zwischen diesen zwei wunderbaren Kindern im Gang; Jungfer Therese, der alte

und der junge Gärtner sahen sich, gleich Sklaven, genöthigt, die Briefe zu bestellen, und sonst noch alles, was Honorine verlangte, für Florentin zu thun.

Sie war gegen zwölf Jahre alt, als Herr von Üserche starb; der Verlust war unermeßlich für sie. Ihre Mutter, der man nicht erlaubt hatte, sich in ihre Erziehung zu mischen, wollte sich jetzt dafür schadlos halten, und suchte ganz lächerliche Veranlassungen, ihre Herrschaft an den Tag zu legen. Sie wollte ihr Jungfer Theresen nehmen; diese aber, von ihrem jungen Fräulein angewiesen, schmeichelte ihren Neigungen dergestalt, daß sie beibehalten wurde, und sogar in größerm Ansehen, als bisher zu stehen anfing. Der nützliche Unterricht war vorbei, mit doppeltem Eifer horchte man auf die Lehren des Interesse, der Leidenschaft, und die List kannte keine Grän-

zen mehr, als man zu ihr seine beständigige Zuflucht nehmen mußte, um seine liebsten Wünsche zu befriedigen.

Man kann sich denken, daß Frau von Üserche nicht lange mehr an einem Ort verweilte, wo sie in der Verbannung, in der Demüthigung gelebt hatte. Sie ging wieder nach Paris, schöner als sie bei ihrer Abreise gewesen war, und um kein Haar vernünftiger. Einem lange zurückgedrängten Strome gleich, ermüdete ihr Geschwätz wechselsweise Freunde und Verwandte, Fromme und Weltkinder; und nur mit Hülfe eines besonders guten Kochs gelang es ihr, einige Gelehrte, die eben nicht viel herumkamen, einige sehr junge Abbés, und einige schon bejahrte Prälaten bei sich zu versammeln.

An einem Donnerstag früh erstaunte ich, dnrch die kleine Post ein Billet zu erhalten, das Honorine unterzeichnet war. Drin-

gend wurde ich gebeten, noch den nämlichen Tag zu kommen, und eine alte Bekanntschaft zu erneuern, die man, um es mir näher zu legen, Verbindung nannte. Frau von Üserche, wurde mir versichert, könnte nicht anders, als sich sehr geschmeichelt fühlen, daß ich erfahren hätte, es speisten Geistliche von großem Ansehen alle Donnerstage bei ihr, und daß es mir eingefallen wäre, zu einem solchen Diné zu kommen. »Sollte »es sich auch treffen, Herr Abbé,« sagte mir Honorine, »daß Sie Langeweile hätten, so »würden Sie doch den Trost haben, daß ich »Ihnen besondern Dank schuldig wäre. Wol-»len Sie wohl glauben, daß ein kleines »Mädchen, wie ich, von etwas Wichtigem »mit Ihnen zu sprechen habe? Und doch ist »es so; wenn Sie vor zwei Uhr hier zu seyn »die Güte hätten, würde meine Mutter

»noch bei ihrer Toilette seyn, und ich hätte »Zeit, Sie zu sprechen.«

Ich eilte, mich an einem andern Orte loszumachen, und um halb zwei Uhr war ich bei Frau von Ãœserche. Ihre Tochter kam, mich zu empfangen. Sie sehen meine Trauer, sagte sie, und Sie wissen, welchen unersetzlichen Verlust ich erlitten habe. Zu meinem Kummer gehört auch noch, daß ich ein Kind meines Alters verlassen mußte, das außer Ihnen und mir, keine Freunde auf Erden hat. Sein Unglück fesselt mich noch mehr an ihn, als seine unendliche Liebenswürdigkeit; man verbirgt ihm seinen Vater: vielleicht hat er, wie ich, keinen Vater mehr. Herr de la Touche, dem es so leicht gewesen wäre, sich seiner anzunehmen, der so oft bei dem Hause, das er bewohnt, bei dem Gärtchen, wo er ganz allein spielte, vorübergegangen ist, hat nie gesucht, ihn in der Nähe

zu sehen, erkundigt sich nie nach ihm; und einen Augenblick nur, als Florentin durch die Blattern in Gefahr kam, hat er sich um sein Schicksal etwas zu bekümmern geschienen. Sie, mein Herr, sind es, der ihn da, wo er ist, untergebracht hat; Sie zahlen seine Kost und seine Kleidung: ich kann indessen nicht glauben, daß er Ihnen gehören sollte. Gewiß würden Sie ein so liebenswürdiges Kind zu sich nehmen, ohngeachtet aller Vorsicht, die Ihr Stand, wie man sagt, in der Welt nöthig macht, um so geehrt zu seyn, wie er es seyn muß. — —

Honorine blickte mich unverwandt an: sie schien es darauf anzulegen, mich zu erweichen. Wirklich vernahm ich ihre Worte sehr gut; aber ihre Miene und der Ton ihrer Stimme beschäftigten mich noch mehr. Mir fiel ich weiß nicht welche Übereinstimmung zwischen ihr und Florentin auf, und zum

erstenmal kam es mir vor, als ob Florentin der Frau von Üserche gliche. Er war brünett wie sie, dahingegen Honorine, von welcher man oft gesagt hatte, daß sie weder Vater noch Mutter gliche, eine Blondine war; ich fand indessen, wie gesagt, etwas vom schönen Florentin in ihrem Blick, in ihrer Haltung des Kopfes, besonders aber im Ton der Stimme und in der Sprache. Kein Wunder, dachte ich; sie haben sich ja so viel gesehen und gehört! — Wenn es Ihnen, fuhr sie fort, schlechterdings unmöglich ist, ihn zu sich zu nehmen, und seiner Erziehung obzuliegen ... — Sie hielt inne. Ich antwortete: Nicht allein sind Sie im Irrthum, indem Sie mich für seinen Vater halten; ich betheure Ihnen sogar, daß ich seine Eltern nicht kenne, und meine bisherigen Vermuthungen in diesem Stück scheinen mir in diesem Augenblick ganz falsch, oder

wenigstens äußerst unwahrscheinlich. — Aber, sagte sie, wenigstens kennen Sie doch die Leute, die seinen Unterhalt bestreiten, da Sie an ihrer Stelle handeln? — Die mir den Auftrag geben, sind es, wie ich glaube, nicht, die den Aufwand bestreiten; doch, wie dem auch sei, was wünschten Sie von ihnen? — Daß sie Herrn de la Haie in Paris oder in der Provinz in Kost thäten, indem sie ihn des Sommers, um seiner Gesundheit willen, wieder an den Ort seines jetzigen Aufenthalts schickten. — Im Fall Sie da wären, sagte ich lächelnd. — Sie lächelte auch, antwortete nicht, es trat jemand herein, und nunmehr warf sie sich, gegen mich sowohl, als gegen die übrige Gesellschaft, in die Falten der äußersten Zurückhaltung.

Den andern Tag ging ich zu der Frau, die mir den kleinen Vicomte anvertraut,

und seither alle Kosten für seinen Unterhalt ausgelegt hatte. Ich sagte ihr, da der junge Mensch sehr liebenswürdig wäre, und bestimmt schiene, einiges Vermögen und Ansehen zu genießen, so dünkte es mir rathsam, ihn wenigstens fünf bis sechs Monate des Jahres hindurch aus seinem Dorfe zu entfernen, und ihm allen Unterricht geben zu lassen, dessen sein Alter und seine Verstandskräfte ihn empfänglich machten. Frau von *** erwiederte, sie würde das in Überlegung nehmen; und kurz darauf bat sie mich, ihn, so gut ich nur immer könnte, in der Hauptstadt meiner Provinz unterzubringen. Es war eine Universität da, und bei derselben war einer meiner Freunde angestellt, welcher diese Sache schnell in Ordnung brachte. Der kleine Vicomte, dem ich geschrieben hatte, folgte dem Mann, durch den ihn mein Freund abholen ließ. We-

nige Tage darauf erhielt ich den folgenden Brief:

»Ich habe gehorcht, mein Herr, und bin »am Orte meiner Bestimmung. Ich ver»spreche, Ihre Güte durch meinen Fleiß »und meine Folgsamkeit zu erkennen. Aber »bergen will ich Ihnen nicht, daß mir das »Dorf wehe thut, wo mich rechtschaffne »Leute, seitdem ich mich selbst kenne, mit »zärtlicher Sorgfalt gepflegt haben. Nir»gends sehe ich meinen eigentlichen Aufent»halt, kein Vaterland macht Ansprüche auf »mich, kein Verwandter hat mir je gelächelt: »ist es zu verwundern, wenn ich an dem »Orte hänge, der mich aufgenommen hat, »an den Leuten, die sich meiner Kindheit »annahmen? Die junge Person, der ich die»sen letzten Beweis Ihrer Freundschaft ver»danke, mag meine Sehnsucht vorausge»sehen haben, und sie weiß, daß ich auf

»das, was man meine Erziehung nennt, »weit weniger Werth lege, als sie: sie hat »mir in Ihrem Namen versprochen, daß ich »im nächsten April wieder nach dem Dorfe »würde gehen dürfen. Ich brauche das, um »hier nicht vor Traurigkeit krank zu wer»den. Vergessen Sie es ja nicht, Herr Abbé. »Es mag sehr sein Gutes haben, lateinisch »zu lernen, und ich lege mich mit allen mei»nen Kräften darauf, um es geschwinder los »zu werden. Wenn man immer auf dem »Lande lebte, findet man eine Stadt gar zu »traurig; der Zwang ist langweilig zum »Sterben, und die wichtige Kunstsprache des »Fechtmeisters, des Reitmeisters, des Klei»dermeisters und des Frisurmeisters bringt »mich fast um. Ich möchte weinen, wenn »ich mich nicht schämte. Aber unaufhörlich »sagt man mir, ich sei ein großer Mensch, »und ein großer Mensch muß sich schämen

»zu weinen. Ach wäre ich doch noch ein »kleiner Bube, und spielte Kinderspiele mit »Fräulein von Üserche! Sie hat mir erlaubt, »sie zu nennen, wenn ich die Ehre hätte »Ihnen zu schreiben, und sie hat mir sogar »befohlen, Ihnen in ihrem Namen zu dan»ken.«

Da bin ich denn der Vertraute dieser beiden Kinder. Ich empfand darüber einige Scham und etwas Unruhe, was aus dieser Verbindung zwischen einem Mädchen, einer der besten Partien Frankreichs, und einem Kinde, das weder Namen noch Eltern hätte, mit der Zeit werden möchte. Ich hielt ihn nicht mehr für den Sohn des Herrn de la Touche, der sich nicht um ihn zu bekümmern schien; und da er mit den zunehmenden Jahren auch nicht den entferntesten Zug von Ähnlichkeit mit der Frau, die ich für

seine Mutter hielt, bekam, so wußte ich in der Sache gar nichts mehr zu reimen.

Der Winter verstrich, ohne daß ich Frau von Üserche noch ihre Tochter wieder sah. Gegen Ende Aprils erhielt ich von letzterer einen Brief, ziemlich desselben Inhalts, wie der erste; nur waren, außer den Artigkeiten, auch noch einige Vorwürfe darin. »Wie »können Sie,« sagte mir Honorine, »eine »Person, die alle ihre Hofnung auf Sie ge»baut hatte, dergestalt vernachläßigen?« — Ich traf den andern Tag bei der kleinen Versammlung der Geistlichkeit ein, die im Hause der Frau von Üserche zu Mittag speiste. Honorine fand Mittel, neben mir zu sitzen, und während daß ihre Mutter und andre mit der größten Lebhaftigkeit sich über irgend eine Armseligkeit unterhielten, sagte sie mir: »Sie hatten versprochen, Herrn de la Haie gleich mit Frühlings Anfang wie-

der nach seinem Dorfe zu schicken.« — Ich, Fräulein? Nichts weniger; ich habe nichts versprochen, und die Sache hängt nicht von mir ab. — So hätte ich Sie denn falsch verstanden, und auch Sie haben mich nicht recht verstanden. Meine Bitte an Sie war bedingt. Nie würde ich verlangt haben, daß man das arme Kind von dem einzigen Orte, von den einzigen Menschen, an denen sein Herz hängt, entfernte, wenn ich nicht zugleich hätte erwarten dürfen, daß es nicht auf immer wäre. — Wir wollen daran denken, Fräulein; es scheint mir aber für Sie selbst Nachtheile zu haben, wenn er nach seinem ehemaligen Aufenthalt zurückkehrt. — Eine Unterbrechung im allgemeinen Gespräch gab dem Fräulein von Üserche einen Vorwand zu schweigen, und Zeit, auf ihrem Gesicht einen andern Ausdruck zu erkünsteln. Mit dem einfachsten, kindlichsten Wesen sag-

te sie mir: was hat das Schicksal eines so verlassenen, so verwahrlosten Kindes mit mir gemein? Nun ich ein großes Mädchen werde, wird mich meine Mutter kaum aus den Augen lassen. Jungfer Theresens Aufsicht scheint ihr nicht mehr hinreichend, und im Falle ich diesen Sommer auf das Land ginge, so würde ich dort nicht freier seyn, als es Florentin in der Stadt war. — War, Fräulein? Wo ist er denn jetzt? — Da ich Sie nicht sah, was konnte ich anfangen? Ich habe es auf mich genommen, an Florentin zu schreiben, daß Sie sicherlich nicht gemeint wären, ein ausdrückliches Versprechen zurückzunehmen, und daß er Ihren Freund in Ihrem Namen bitten könnte, ihn wieder nach seinem Dorfe zu lassen. — Da ihr mein Gesicht nicht die angenehmste Antwort verkündigte, stellte sie sich, als würde sie gewahr, daß man auf uns Acht gäbe, und

fing an mit ihren andern Nachbarn zu reden. — Er war krank, sagte sie mir, als man vom Tische aufstand; habe ich einen Fehler begangen, so vergeben Sie mir ihn aus Menschlichkeit! — Vierzehn Tage später zogen Frau von Üserche und ihre Tochter auf das Land. Honorine überredete ihre Mutter, ihr Beispiel ersetze ihr die Lehren der weisesten Gouvernante. Jungfer Therese blieb demnach was sie war, und kam wieder mit ihren Gärtnern in den ganzen Zug ihrer ehemaligen Gefälligkeiten.

Als der Herbst kam, ging Frau von Üserche mit Honorinen nach Paris zurück, und Florentin, durch seine Freundin und durch die Erfahrung muthig geworden, begab sich, auf seinen eignen Kopf, wieder nach der Universität. Diesmal hatte er einen Bedienten. Es war der jüngste von Jungfer Theresens Liebhabern, den Honorine, indem sie zu ih-

ren Spargeldern den Preis einiger Juwelen hinzugethan, mit einer schönen Liverei ausstaffirt, und dessen Lohn und Unterhalt sie vorausbezahlt hatte. Man war überzeugt, daß ich selbst ihn dem jungen Menschen gegeben hatte. Der Bediente sagte es, und der Herr zweifelte nicht daran; ihm fiel gar nicht ein, daß Honorine allein auf den Gedanken gekommen wäre, ihm an Kasparn, außer der Art von Ansehen, das er dadurch erhielt, und das ihm sehr gut stand, einen Aufpasser zu geben, der sie selbst viel ruhiger machte. Kaspar war angewiesen, alle artigen oder schönen Frauenzimmer, sie mochten lebhaft oder schmachtend, zugänglich oder hochmüthig seyn, von seinem Herrn entfernt zu halten. Nur recht häßliche Prüden durfte er ihm nahe kommen lassen, und selbst da, wenn er den Anfang einer etwas innigeren Verbindung spürte, hatte er Befehl, dem

Fräulein von Üserche sogleich davon Nachricht zu geben. Um ihrem jungen Freund so wenig Muße als möglich zu lassen, schrieb ihm diese zweimal die Woche, und legte ihren Briefen bald ein neues Buch, bald einen hübschen Kupferstich, bald irgend eine Kostbarkeit bei, so daß er ohne Unterlaß durch sie beschäftigt, geschmückt, unterhalten war, und ihr gewissermaßen nicht entwischen konnte. Ihm kam es aber auch keinesweges in den Sinn, sich einer so süßen Herrschaft zu entziehen, und Honorine wußte so gut, alles was sie ihm schickte, für Kleinigkeiten ohne Werth, alles was sie für ihn that, für die leichtesten Dienstleistungen gelten zu lassen, daß selbst die Verbindlichkeit zum Dank kaum fühlbar, und in seinem Herzen von der zärtlichsten Zuneigung nicht zu trennen war. Ich habe mehrere seiner Briefe an seine junge Freundin gesehen. Nichts konnte

lieber seyn. Er gab ihr von seinen Gedanken, seinen Handlungen Rechenschaft: alles, was er schrieb, hatte etwas reines und mildes, wie die Luft, die man an einem Sommermorgen athmet, wenn die Sonne mit ihren ersten Strahlen die noch halb schlummernde Natur erleuchtet. Wirklich warteten noch alle Anlagen Florentins auf eine letzte Entwickelung. Weniger vorreif als Honorine, ließ er sich noch seine Spiele, seine Lehrstunden, die Lobsprüche und die Zuneigung seiner Lehrer genügen, und diese Feierzeit kam seiner reizenden Gestalt, seinem schlanken, edeln Wuchs zu gute, daß sie zu den zierlichsten Formen reiften.

An einem der letzten Tage des März traf es sich, daß Herr de la Touche mit einigen Freunden zu Fuß durch die Stadt ging, in welcher Florentin wohnte. Er sieht einen schönen jungen Mann ein sehr rasches Pferd

handhaben, er sieht ihn absteigen, Leute, die dabei standen, grüßen, indeß ein sehr gut gekleideter Bedienter sein Pferd wegführt. — Wer ist der junge Mensch? fragt der Marquis einige Vorübergehende. — Je, der Vicomte de la Haie! antwortete man, mit einem Ausdruck des Erstaunens, als hätte niemanden, selbst keinem Fremden, sein Name unbekannt seyn sollen. Sogleich trat der Marquis zu ihm, und nachdem sie einige Reden mit einander gewechselt hatten, lud er ihn ein, eine Wohnung bei ihm anzunehmen, wenn er die Jahrszeit schön genug finden würde, das Land der Stadt vorzuziehen.

Als man seitdem Florentin fragte, wie ihm in diesem Augenblicke zu Muthe gewesen wäre, hat er erklärt, daß er bloß eine gemischte Empfindung von Unbehaglichkeit und Dankbarkeit gehabt hätte. Er fürchtete,

sein Aufenthalt im Schloß möchte in seine Verbindung mit Honorinen einigen Zwang bringen. Was Herrn de la Touche betrift, so zeigte er eine Verlegenheit, die den Anwesenden um so mehr auffiel, als es keinen Menschen gab, der weniger furchtsam zu seyn, mehr Gewalt über sich selbst zu haben schien. Florentin hatte nur unbestimmte Danksagungen erwiedert. Er schrieb Honorinen: »Sag' mir, was Du willst daß ich »thun soll, und frage den Abbé de la Tour, »was er mir anräth oder befiehlt. So viel »aber müßt Ihr beide wissen, daß ich lie»ber in einer Leimhütte unter einem Stroh»dache leben, auf der Streue liegen, und »trocken Brod und Wasser genießen möchte, »als einen einzigen von den Augenblicken »einbüßen, die ich gewohnt bin, mit Dir »zuzubringen. Ich habe alles, was Du »wolltest, gelernt; und mir sagt das Herz,

»daß

»daß wir in Zukunft noch glücklicher seyn »können, als wir es bisher waren. Man »wende nicht gegen mich an, was ich etwa »gewonnen habe; man komme mir nicht mit »Komplimenten über meinen Anstand, über »mein Tanzen, über was weiß ich alles, »um mir meine Glückseligkeit zu rauben. »Ich muß Dir nur sagen, daß ich sehr ge»wachsen bin; in drei Tagen werde ich aber »auch sechszehntehalb Jahr alt. Manchmal »ist mir angst, Du werdest mich nicht wie»derkennen. Herr de la Touche hat mich »nicht wiedergekannt; freilich hat er mich »in anderthalb Jahren nicht gesehen, und »nie sah er mich viel an. Ich bitte Dich, »sprich mit dem Abbé. Ich hätte ihm schrei»ben können; allein Du wirst ihm besser »als ich zu sagen wissen, was ich denke, »und Du kannst aus dem Deinigen dazu »thun, was Dir gut dünkt, damit mir nur

»weiter nichts befohlen werde, als was Dir »und mir anstehen mag. Frage ihn auch, »ob ich Kasparn behalten, oder wegschicken »soll.«

Diesmal wollte mich Honorine ausführlicher und zwangloser sprechen, als es bei ihrer Mutter anging. Sie beschwur mich, den andern Morgen bei schönem Wetter im Luxembourg, und regnete es, im Lycäum mich einzustellen. »Finde ich Sie« — so schloß sie ihren Brief — »weder an dem einen »noch dem andern Platze, so setze ich vor»aus, daß Sie krank sind, und suche Sie »in Ihrem eignen Hause auf.« — Da ich ihr sonach nicht entrinnen konnte, stellte ich mich im Luxembourg ein. Sie erwartete mich schon, und kam auf mich zu, sobald sie mich wahrnahm. Ihr Anblick ergriff mich: sie war damals vollkommen ausgebildet, nnd verband mit der Frische der ersten Jugend

die Anmuth und die Zuversicht, die von dem Bewußtseyn dessen, was man ist und vermag, herrühren. — Sie haben Mühe, mich wiederzukennen, sagte sie lächelnd: soll ich mir das leid thun lassen? — Ich versicherte ihr, sie hätte seit fast einem Jahre, da ich sie nicht mehr gesehen, nur gewonnen. In der That schienen mir ihre Augen glänzender, und diese blauen Augen erhielten durch braune Wimpern und Augenbrauen einen ungemeinen Reiz. Denkt euch dazu schöne blonde Haare, eine blendendweiße Farbe, eine ziemlich völlige Gestalt, einen mehr als mittelen Wuchs, einen festen, stolzen Gang; und ihr habt einen Begrif von Honorinen von Üserche, wie sie zwischen ihrem vierzehnten und funfzehnten Jahre war. Seitdem ist sie größer und noch schöner geworden, bis das Unglück plötzlich diese blendende Blume gewelkt hat. Sie hat ihren

Glanz verloren, aber die Formen sind geblieben: jetzt rührt oder foltert sie vielmehr das Herz; damals bezauberte sie.

Sie weidete sich einen Augenblick an meiner Bewunderung: hier, sagte sie alsdann, ist ein Brief von jemanden, bei welchem sich die nämlichen Veränderungen ereignet haben wie bei mir, und dem es angst ist, nicht wiedergekannt zu werden. Aber an einem einzigen seiner Haare, seiner Töne, an einer einzigen seiner Bewegungen würde ich ihn wiederkennen. — Sie überreichte mir den Brief, und mochte sich nicht wenig darauf zu gute thun, daß ich die schönste Handschrift, die genaueste Rechtschreibung bemerken würde. — Das ist ja sehr zärtlich! sagte ich bei gewissen Stellen. Honorine ward roth, und machte eine Bewegung, um den Brief zurückzunehmen. Allein sie faßte sich sogleich: Kinder, die zusammen auferzogen

wurden, sagte sie, müßten ein gar zu schlechtes Herz haben, wenn sie einander nicht gut wären. — Ich las den Brief leise aus: wer ist der Kaspar? fragte ich, indem ich ihr denselben zurück gab. — Ein Bedienter, den ich ihm verschaft, und den ich bezahlt habe, indem ich ihn glauben ließ, daß Sie es thäten. Wären Sie im vorigen Sommer nur ein einzigesmal zu uns gekommen, ich hätte mir nicht einfallen lassen, das mindeste auf meinen Kopf vorzunehmen; aber Sie verlassen zwei arme Kinder, von denen das eine ohne Schutz, das andre ohne vernünftige Führung ist. — Sie hielt inne, und ich schwieg. Ihr Vorwurf war nicht so ganz ohne Grund. Ich fühlte es; aber mein Widerwillen, mich in ein so dunkles Verhängniß einzumischen, hielt mich ab, eine thätigere Aussicht zu versprechen. — Was soll ich antworten? sagte endlich Fräulein

von Üserche. Ich für meinen Theil finde, daß Herr de la Haie bei dem Marquis gewissermaßen an seiner Stelle seyn wird. Bisweilen habe ich gedacht, der Marquis könne wohl sein Vater seyn, und der Gedanke steigt heute von neuem bei mir auf. Sieht er ihm nicht ähnlich? Ich habe Herrn de la Touche nie gesehen, aber Sie kennen ihn. — Ich finde nicht die mindeste Ähnlichkeit zwischen ihnen, antwortete ich; aber es hat mir geschienen, als gliche Florentin ..... Wem? unterbrach sie mich, nicht ohne Bewegung. — Ihrer Frau Mutter. — Mein Gott, welche Idee! rief sie aus; und ich sah sie erblassen: ich glaubte sogar zu bemerken, daß ein Schauder sie ganz überlief. — Sie selbst, sagte ich, finden Sie nicht auch im Blicke, in ..... Mein Gott, was könnte ich davon wissen? fiel sie mit einer Art von Hast ein, als wäre sie nicht

gern bei dem Gedanken stehen geblieben; ich sehe die Mama nicht an, außer um zu wissen, was in ihrer Gegenwart gethan oder unterlassen, gesagt oder verschwiegen werden muß; und wirklich ich weiß nicht, von welcher Farbe ihre Augen oder Haare sind. — Ihre Neigungen, ihre Schwächen mögen Sie wohl besser kennen, sagte ich. — Hundertmal besser, antwortete sie. Mit denen lebe ich, m u ß ich leben. Aber Sie machen mich aus der Schule schwatzen, wie ein kleines Kind. Was soll ich Florentin antworten? — In drei Tagen will ich es Ihnen sagen, erwiederte ich. Wir wollen uns, wie heute, entweder hier oder im Lycäum treffen. — Wohlan, sagte sie. Ich werde mich alle Tage, wonach das Wetter seyn wird, am einen oder am andern Orte einfinden. Für jetzt erlauben Sie, daß ich Sie verlasse.

Jungfer Therese winkt mir, daß es Zeit sei, nach Haus zu gehen.

Von da begab ich mich sogleich zur Frau von * * *, und sprach mit ihr in Verfolg von Florentins Brief. Sie that als ob sie mit jemanden zu berathschlagen hätte, und versprach mir, in zwei Tagen höchstens Antwort zu geben. — Daß ich's nicht vergesse, sagte ich mit einer Art von Verlegenheit; es findet sich, daß er einen jungen Burschen vom Lande zum Bedienten hat. Suchen Sie doch zu erfahren, ob er ihn behalten soll, und ob Kaspar — so nennt er sich — seinen Lohn erhalten wird. — Warum nicht? antwortete Frau von * * *. Der Vicomte ist von einem Alter, da er schon jemand zu seiner Bedienung haben kann, und dieser ist so gut wie ein andrer. — Nach Verlauf von zwei Tagen schrieb Frau von * * * an mich: »Man hat nichts dawider, daß Flo-

»rentin zu Herrn de la Touche gehe, und »seinen Kaspar mit nehme. Was im Dorfe »für seine Kost bezahlt wurde, wird er den »ganzen Sommer über als Taschengeld be»kommen; und aller Wahrscheinlichkeit nach »wird er den nächsten Winter in Paris zu»bringen.«

Das war es was ich wünschte! rief Fräulein von Üserche aus', als sie diese letzten Worte des Billets vernahm, das ich ihr von einem Ende zum andern vorlas, und sie hatte Mühe, den Ausdruck ihrer Freude zu mäßigen. Diesmal dauerte unsre Unterredung nicht lange: sie verließ mich, um an Florentin zu schreiben, den sie ohne Zweifel in Ansehung seiner Besorgnisse beruhigte; denn als ich auf einer Reise, die ich einige Zeit nachher in meine Provinz machte, meinen Freund und ihn besuchte, fand ich ihn

sehr willig, mit mir zu Herrn de la Touche zu gehen.

Schwierigkeiten zu ebnen, darauf verstand sich Fräulein Honorine treflich! Sie fand die Auskunft, nach den Maaßen, die man ihr schickte, vollkommen gleiche Sommerkleider für Kaspar und seinen Herrn machen zu lassen. »Da Ihr ziemlich von gleicher Länge seid,« schrieb sie an Florentin, »so wird es recht gut angehen, daß des »Morgens bei Tagesanbruch, oder des »Abends in der Dämmerung der falsche »Kaspar zur falschen Therese komme, die »sich ebenfalls einen doppelten Anzug ver»schaffen wird. Gleiche Röckchen, Pierrots, »Hüte, Schuhe: alles wird besorgt. Ich »habe Jungfer Theresen ihre ganze Kleidung »auf künftigen Sommer geschenkt, unter der »Bedingung, daß sie, so oft ich ihre Rolle »spielen werde, eingeschlossen bleibe, und

»von ihrem guten Freunde Kaspar nichts zu »spüren sei. Einen Tag um den andern »wenigstens, ohne daß sich's jemand träu»men lasse, wollen wir mit einander im »Park spazieren gehen, wollen wir zusam»men im Pavillon ausruhen.«

Kaum waren diese Vorbereitungen getroffen, als Frau von Üserche ihrer Tochter ankündigte, es müßte bald Abschied von Paris genommen werden. Wie, Mama, schon so früh? sagte die listige Honorine; kaum werden wir das Land grün und blühend finden. Werden Sie den Abbé Theodor nicht mit dahin nehmen? — Dies war ein schöner junger Mann von vier und zwanzig Jahren, den man mit dem Abbé Dillon hätte vergleichen können. Frau von Üserche fand ihn fromm und geistreich. Es war mir wohl durch den Kopf gegangen, sagte sie; aber die Welt denkt so leicht Arges! — Ach

was! erwiederte Honorine; wenn die Welt noch nicht gelernt hätte, Ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so wäre auf ihre Urtheile nicht viel zu geben. Wer hat wohl je in Ihrem Alter und bei Ihrer Gestalt ein so exemplarisches Leben geführt, wie Sie? — Du findest also wirklich, Honorine . . . ? — O Mama, ich finde Sie bewundernswürdig. Wo bekömmt man Sie zu sehen, außer zu Hause, wo Sie, so zu sagen, von Engeln und Heiligen umgeben sind, und in den Kirchen? Nur indem ich unter Ihren Augen lebe, werde ich durch Ihr Beispiel selbst fromm. O! Ihr Ruf dünkt mir vor jedem Argwohn gesichert! — In demselben Augenblick trat der Abbé herein. Honorine sagte ihm, was ihre Mutter im Sinn gehabt hätte, und der Tag zur Abreise nach dem Lande wurde angesetzt. Sie langten dort an, den Tag vorher, ehe ich meinerseits

mit Florentin bei Herrn de la Touche eintraf. Wir fanden ihn nicht zu Hause. Honorine hatte keine Lust, mir die Mittel anzuvertrauen, die sie erfunden hatte, um ihren Freund ohne Zwang zu sehen, und sie dachte, um planmäßig zu verfahren, und mich kein Geheimniß argwöhnen zu lassen, müßte sie nicht zu viel Gleichgültigkeit zeigen. Sie bat mich demnach schriftlich, unsern jungen Freund mit zur Frau von Üserche zu nehmen. »Mama hat ihn nie gesehen,« sagte sie, »oder wenigstens hat sie nicht »Acht auf ihn gegeben. Bloß sein Name »macht mir noch Sorge; vielleicht wird sie »sich erinnern, ihn gehört zu haben. Doch, »das thut nichts; ich will schon irgend et»was finden, das uns aus der Sache zieht, »und ich bitte Sie nur, Herr Abbé, lieber »heute als morgen mit Ihrem Untergebnen,

»der mir seines Oberen gar werth scheint, »auf das Schloß zu kommen.«

Wir gingen hin. Ach, rief Honorine, da ist ja der Herr Abbé de la Tour mit dem jungen Manne, der bei Herrn de la Touche wohnt! Er nennt sich der Chevalier de Vienne, sagte sie laut genug, um von uns vernommen zu werden. — De Vienne? wiederholte die Mutter. Das ist ein schöner Name, zu welchem ich Ihnen Glück wünsche, Herr Chevalier. Ich dachte, diese Familie wäre erloschen: ich muß mich geirrt haben. Seit wann sind Sie in dieser Gegend, Herr Abbé? — Nun ging die Unterhaltung ihren gewöhnlichen Gang fort. Sobald ich ohne zu viel Unhöflichkeit dazu kommen konnte, hörte ich auf, der Frau von Üserche zuzuhören, und beobachtete die beiden jungen Leute. Nie sah ich eine solche Verzückung: es war als würde ein neuer Geist in Florentin

rege. Seine Augen funkelten von Bewunderung, Liebe und Freude. Honorine, nicht minder bezaubert, war weniger erstaunt, und hatte sich selbst besser in der Gewalt. Sie that verschiedne Fragen an den jungen Mann, mit so viel Feinheit und Verstand, daß sie ihre Verbindung völlig verbarg, ohne mir jedoch Anlaß zu geben, ihr die mindeste Falschheit, die mindeste Lüge vorzuwerfen.

Als sie sah, daß ich Anstalten zum Abzug machte, rief sie Jungfer Theresen, und bat ihre Mutter um die Erlaubniß, uns die Allee, die zum Hause führte, hinunter zu begleiten. Halb erfreut, halb verdrüßlich, fragte ich sie, wie sie auf den Namen de Vienne gefallen wäre, und ich versicherte ihr, ihre Mutter würde sehr bald erfahren, daß dies nicht Florentins Namen wäre. — Wer weiß ob sie es je erfährt? sagte Honorine; und wenn es auch geschähe, die Spur eines Na-

mens, den sie für schön ansieht, bliebe doch immer, mit etwas Irrthum oder wenigstens Ungewißheit verknüpft, bei ihr zurück. Ich hörte neulich sagen, daß die Verläumdung immer einen Fleck zurückläßt; ich dachte, ob es sich nicht mit allem, was gesagt und gehört wird, eben so verhielte? Ein Mißverständniß, ein Wort, das statt eines andern gebraucht ward, prägt sich dem Gedächtnisse ein, und das ist ganz besonders bei meiner Mutter der Fall! Ich habe mir diese ganzen letzten Tage den Spaß gemacht, sie damit auf die Probe zu setzen. Der Name de Vienne wird sich immer wieder bei ihr melden, so oft sie an Herrn de la Haie denken wird, und wenn ich auch jetzt nichts eiligeres haben wollte, als sie mit diesem letzten Namen bekannt zu machen, so würde sie doch gegen alle Welt immer nur de Vienne sagen, sollte sie sich auch den nächsten Au-

genblick

genblick immer wieder anders besinnen. Aber besser ist besser: warum sollte Florentin nicht beständig Chevalier de Vienne heißen? Es sollte ja niemanden mehr von dem Namen geben; niemand also wird auftreten, und ihn Florentin streitig machen. Man sagt, er sei schön, dieser Name; warum also ihn nicht nehmen? Was ist denn endlich ein Name? Die gleichgültigste Sache von der Welt: Buchstaben, ein Ton! So hat man ja noch von Glück zu sagen, wenn man etwas daraus machen kann. Sich etwas so eitles zueignen, heißt doch gewiß nichts rauben: morgendes Tages nähme ich einen selbstgewählten Namen unter allen, die es jemals gegeben haben, oder die man jemals schmieden möchte. Jungfer Therese, versäume Sie nicht, morgen ein Paket an die Adresse des Herrn Chevalier de Vienne zu Herrn de la Touche zu schicken, und sage Sie noch heute

Kasparn, daß er seinem Herrn diesen Namen gebe. Ich sehe eine Menge Vortheile dabei, und auch nicht das mindeste Mißliche. — So wie dies Urtheil gesprochen war, grüßte sie uns, und kehrte nach dem Schlosse zurück.

Ich blieb ganz beduzt; noch mehr war es Florentin. Was ist zu thun? fragte er mich. Wollten Sie die Güte haben, Herrn de la Touche bei seiner Rückkehr von diesem Scherz zu benachrichtigen? Fräulein von Üserche wünscht vielleicht, daß ich nicht mehr als das Kind ohne Angehörige erschiene, das man so lange in dieser Gegend sah. Ich bin, sagt man, sehr gewachsen, habe mich sehr verändert; vielleicht denkt sie, daß man mich nicht erkennen wird. Die Leute, bei denen ich erzogen wurde, werde ich indessen nächster Tage besuchen; aber sie sind alt, und gehen fast mit niemanden um. Die

Frau weicht nicht von ihrem siechen Mann. Ich kann mich auch einrichten, erst in der Dämmerung hinzugehen. —

Ich war verlegen, und wußte nicht was ich antworten sollte. In dem, was Honorine gesagt hatte, war eine Art von Wahrheit, und wie Florentin es auslegte, von Schicklichkeit. Warum, dachte ich, warum einem jungen Menschen, dessen Geburt von so übeln Umständen begleitet ward, auch noch abkürzen, was ihm Zufall oder Freundschaft an Glück zuwege bringen könnten? Warum verhindern, daß ein Vorurtheil ihm behülflich sei, gegen ein Vorurtheil, das ihm Schaden thäte? — Ohne etwas weder beschlossen noch versprochen zu haben, nannte ich ihn den Abend, in Gegenwart der Leute des Marquis, bei seinem neuen Namen; und Kaspar, den Jungfer Therese schon unterrichtet hatte, und den mein Beispiel auf-

munterte, sagte ein paar Duzendmal: Herr Chevalier de Vienne. Alle Hausgenossen wiederholten es, und als Herr de la Touche wieder kam, fand er seinen jungen Gast im vollen Besitz des neuen Namens. Er hütete sich, das mindeste Erstaunen darüber zu bezeigen, daß er nicht besser wie ein andrer wissen durfte, wie er eigentlich hieße. Er sagte bloß: So, mein Herr, Sie heißen de Vienne? Den Namen, unter welchem ich Sie kannte, führten Sie wohl nur von einem Gute. — Ich bejahte dies, und ohne mir einfallen zu lassen, daß ich mit einem Menschen spräche, der mehr wußte als ich, nannte ich sogar, wo mir recht ist, die Provinz, in welcher das Gut lag.

Kurz darauf besuchte ich Fräulein Honorinen. Der Name hat Glück gemacht, sagte ich ihr. Was denken Sie aber aus allem dem zu machen? — Herrn de Vienne zu

beglücken, antwortete sie, ihn zu heirathen: letzteres indessen doch so spät als möglich. Wir sind jetzt so selig! Ich bin täglich und einzeln seine Wohlthäterin. Ich liebe ihn so sehr! Er liebt mich so sehr! Denn jetzt ist er verliebt, Herr Abbé; er ist verliebt! Begreifen Sie meine Freude? — Aber, sagte ich .... O, fiel sie ein, hier ist kein Aber! Wäre er Sohn eines Türken, eines Juden, eines Renegaten oder gar des Pabstes, eines Tagelöhners oder eines Tagediebs, eines Marktschreiers, eines Seiltänzers: das gälte mir alles gleich! Jetzt werde ich wieder zum Kind. Ich werde nicht mehr so viel Vorsicht nöthig haben. Er ist verliebt, er ist bei Herrn de la Touche, er heißt de Vienne, er wird nach Paris kommen! Heisa, das Ding ist im Reinen! .... Und sie tanzte, sang, sprang, als wäre sie von Sinnen. Die plötzliche Dazwischenkunft

der Frau von Üserche zwang sie einen Augenblick zu einer vernünftigeren Fassung; aber der Abbé Theodor war ebenfalls zu uns getreten, und sie konnte ihrer Lustigkeit einen neuen Schwung geben. Mein Gott, sagte sie, Herr Schwarzrock! die Weiber sollten Ihnen diese Tracht untersagen. Wenn man Sie nicht kennte, wäre man versucht, das Männchen, das wir vor drei Tagen sahen, den kleinen de Vienne, ganz erträglich zu finden. Aber das hat eine so verbrannte Gesichtsfarbe, das hat nicht diese Stadtmiene, die es bezeugt, daß man die Sonne nie anders, als durch das Laubwerk der Thuilerien erblickte! Wahrhaftig, ich bin eifersüchtig auf Ihre Farben, und Mama selbst, die so weiß ist, die ihr Roth nur aus den Händen der Natur empfängt, hat ordentlich Mühe, die Vergleichung auszuhalten. — Wohl zu merken, daß Frau von Üserche ganz un-

scheinbar Roth auflegte, und zwar in ihrem Bett, sobald sie die Augen öfnete; aber in der ganzen Rede waren Lob und Scherz so mit einander verschmolzen, daß man unmöglich etwas daran übel nehmen konnte. — Was hat die kleine Närrinn vor? sagte Frau von Üserche. — Ach das Vergnügen, Sie so jung, so schön, den Herrn Abbé so hübsch, so allerliebst zu sehen, das ist es, was mich entzückt! — Und dabei küßte sie die Hände ihrer Mutter, und trieb hundert andre Possen. — Kommen Sie, sagte sie mir nicht lange darauf, wir wollen einen Gang auf der Terrasse machen: wir wollen aber darum die Venus und den Adonis dieses Reviers nicht aus den Augen verlieren.

Mein Gott, sagte ich ihr als wir uns allein fanden, Sie verstehen sich auf's Schmeicheln! Wie fein Sie sind! Wenn ich bedenke, daß Sie noch keine funfzehn Jahre

alt sind, scheinen Sie mir ein Wunder. Bisweilen kann ich kaum meinen Augen trauen. — Sollte das wirklich wahr seyn? sagte Honorine mit ernsthafter Miene und langsam. Das muß kein Zutrauen, ja nicht einmal Theilnehmung erwecken! Ich habe in diesem Stück nie über mich nachgedacht, und aufgefallen sind mir in meinem Leben nur die ungeschickten Streiche, die ich beging. Da! nur eben jetzt, da ich mich so lustig gegen Sie zeigte, gab ich Ihnen zu verstehen, was doch meine Absicht nicht war, daß ich entweder meinen jungen Freund insgeheim gesehen, oder daß er mir geschrieben haben müßte; denn um des steifen Besuchs willen, den er neulich hier ablegte, war es nicht der Mühe werth, so außer mir zu seyn, und ein paar Blicke hätten mich doch nicht überreden können, daß er das Gefühl für mich hätte, dessen ich mich eben gegen

Sie rühmte. Ich liebe ihn, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort; ich liebe ihn so, daß alles, was ich in Dichtern und in ein paar Romanen von der Liebe gelesen habe, mir kalt vorkömmt gegen das, was ich empfinde. Man setzt Worte zusammen; der eine schreibt edel, der andre zierlich von der Liebe: ich kann von ihr nicht schreiben und nicht reden, aber vom Morgen bis zum Abend, und oft auch vom Abend bis zum Morgen, schwebt ein einziger Gegenstand vor meinem Sinn, herrscht ein einziger Trieb in meinem Herzen. Ein Gänschen müßte man ja seyn, um in Bezug auf die einzige Sache, die man denkt, nicht hellsehend, fein, geschickt zu werden. Übrigens, Herr Abbé, sage ich's Ihnen bloß nach; denn es war mir nicht eingefallen, ob ich das alles, oder das Gegentheil davon wäre: ich hatte gar nicht daran gedacht. In andern Dingen

findet man mich zurück. Alle meine Lehrer klagen über mich. Ich bin nicht ohne Freude an der Musik, und bringe darin nichts vor mich. In meinen Jahren komponirte der junge Mozart die schönsten Sachen von der Welt; im geistlichen Konzert habe ich Kinder gesehen, die das Publikum entzückten. O nein, ich bin kein Wunder! Ihr Erstaunen hat mich fast betrübt. Großer Gott, wenn Florentin nun auch so erstaunte! wenn alles das Schmeicheln, das Verschonen aller Welt, das ich um seinetwillen trieb, wenn mich das jetzt bei ihm heruntersetzte! Doch nein, sagte sie, ich bin nicht klug, das kann nicht geschehen! Er kann in meinem Herzen nichts anders sehen, als was da ist. Er kann weder die Lust, zum Zeitvertreib zu betrügen, noch die Begierde, irgend jemandes Gemüth zu unterjochen, darin sehen; er wird nichts sehen, als un-

begränzte Zärtlichkeit. Um mich ein bischen liebzuhaben, hat's Mama nöthig, daß ich ihr schmeichle; denn im Grunde liebt sie nichts als sich selbst; und ich hab's wiederum nöthig, daß der Abbé oder sonst jemand sie zerstreue, damit sie auf mich nicht zu sehr Acht gebe. Das ist er alles, Herr Abbé. Aber ich glaube, unsre Unterredung hat lange genug gedauert. Kommen Sie ja wieder; Ihnen werde ich nie schmeicheln, Sie werde ich nie betrügen. Was ich von Ihnen möchte, ist nur ein gar klein bischen Theilnehmung für mich, aber viel, sehr viel möchte ich Ihnen für Florentin einflößen, für den einzigen und gewissermaßen heiligen Gegenstand aller meiner Empfindungen Florentin ist für mich ein Gott, vor dem ich die ganze Welt in Anbetung sehen möchte. — Sie schwieg. Eine Thräne der Liebe, der Begeisterung glänzte in ihren Augen. Hat

je ein gleichgültiger Zuschauer eine solche Vergötterung entschuldigen oder begreifen können, so war es in diesem Falle. Florentin vereinigte alles, was Bewunderung erwecken kann. Die Regelmäßigkeit seiner Gestalt und seiner Züge ward durch tausend Reize belebt: Geist und kindliche Offenheit, Sanftheit und Muth paarten sich darin. Er war stark ohne Plumpheit, gemessen ohne Furchtsamkeit, zuversichtlich ohne Übermuth. Seine ganze Person war glänzend und vollkommen. Die Kleidung, die ihm Honorine nach Kaspars gewöhnlichem Anzug hatte machen lassen, vermummte ihn nicht so gut, daß ich ihn eines Abends bei Mondschein, da ich nahe an ihm vorbeiging, nicht troz derselben erkannt hätte. Ich wollte ihn anreden, er drückte den Finger auf seine Lippen, und verschwand. Herr de la Touche, der mir in einer Entfernung von einigen

Schritten folgte, sagte zu ihm: Du gehst spät aus, Kaspar!

Herr de la Touche hatte gewiß so gute Augen als ich; aber er überhäufte Florentin mit Güte; in seiner Bibliothek waren keine Bücher so selten, in seinem Stall keine Pferde so prächtig, so rasch und leicht, daß sie nicht den ganzen Tag dem jungen Menschen zu Gebot gestanden hätten; nur um ihn zu bewundern, sah er ihn an; nur um ihn zu loben, sprach er mit ihm: — wie konnte es ihm einfallen, daß er im sechszehnten Jahr irgend einem andern Genuß nachliefe? daß er schon eine Empfindung, eine Seele hätte, die nicht gerade die wäre, welche sein Wohlthäter ihm einzugeben geruhte? Wehe ihm, wenn Herr de la Touche gewußt hätte, daß er sich so weit verginge! Wehe einem jeden, der von Herrn de la Touche abhing, wenn er an ihm den Frevel eines unabhän-

gigen Willens, eines Gedankens, davon er nicht der Urheber gewesen wäre, erkannt hätte! Wehe auch dem, der ihn betrogen hätte! Und doch war nichts auf der Welt so leicht; mochte er entweder nicht glauben, daß man es je wagen dürfte, oder mochte er sich den Schmerz ersparen wollen, zu sehen, daß man es gewagt hätte: genug, er schloß die Augen, oder war wirklich blind, und nie ist mir ein Mann von Verstand vorgekommen, der so wenig gewußt hätte, was bei ihm und um ihn vorginge. Kam er endlich dahinter, und sah er sich gezwungen, unzufrieden zu seyn, so verzieh er nie. Ein Wort der Frau von Üserche, im Anfang ihrer zweiten Schwangerschaft, hatte ihn ohne Rükkehr mit ihr entzweit, und ich glaube, daß es sein Haß gegen sie war, der ihn lange Zeit so kaltsinnig gegen seinen Sohn gemacht hatte. Das Wort war

allerdings unangenehm, und der Person, die es gesagt hatte, würdig. Warum habe ich Sie nicht früher gekannt? sagte sie zum Düc von * *. Aber ich war noch ein Kind, als ein Tyrann mich unterjochte. — Der Marquis, den sie weit weg glaubte, stand hinter ihrem Stuhl. Er trat hervor, und sprach nie wieder ein Wort mit ihr. Überhaupt waren alle Arten von Eigenliebe bei ihm zu Haus, alle, wenigstens bei denen man noch vermeiden kann, lächerlich zu seyn. Er war stolz auf seine Geburt, oder verachtete vielmehr die Geburt andrer; denn von der seinigen sprach er nie, und indem er gegen seines gleichen artig, gegen Geringere höflich war, machte er sich mit Höheren so wenig als möglich zu thun. Für Künste und Wissenschaften war es ohngefähr dasselbe, außer daß er doch wohl Lust haben mochte, von denen zu lernen, die entschieden mehr

wußten als er, und sie bisweilen bei sich zu sehen suchte, unter dem Vorwand, sie andern vorzustellen, die von ihrem Ruf bezaubert wären. Dann hörte er mit äußerster Aufmerksamkeit zu. Begegnete es ihm, was aber sehr selten geschah, eine Meinung zu äußern, und dieser Meinung wurde widersprochen, so gab er nicht nach, und stritt nicht. Ein spöttisches Lachen oder eine stolze Persiflage zog ihn aus dem Handel. Wie wagte ich es wohl, mit einem Manne, wie Sie, mich in den Kampf einzulassen? sagte er zu dem, der ihm widersprochen hatte; — und vollends in Gegenwart dieses Herrn? Wobei er vielleicht auf den unwissendsten unter der ganzen Gesellschaft deutete. Es läßt sich leicht denken, daß man ihn nicht besonders lieben konnte; aber gehaßt wurde er auch nicht, weil er niemanden gerade Böses that. Der Prunk, der ihm eigen

war,

war, verbarg sich unter einer ziemlich einfachen Außenseite, die aber für Scharfsichtige nur eine Großthuerei mehr war. In seinem Wagen ohne Vergoldung, mit Lakain in keiner Liverei, selbst sehr unscheinbar gekleidet, schien er zu sagen: seht, damit begnügt sich ein Mann wie ich; aber ein Mann wie ich braucht sein Ansehen nicht von einem eiteln Luxus zu entlehnen. Weit entfernt übrigens, daß dies die Einfachheit und der Stolz des Diogenes gewesen wäre, so war es vielmehr eine zierliche Einfachheit, ein Stolz, der sich so fein einrichtete und mäßigte, daß manche ihn gar nicht bemerkten, und andre die Geschicklichkeit daran bewunderten. Diesen entging nicht, daß die Natur seinem Stolz wunderbar zu Hülfe gekommen war, indem sie seiner Person und seinem Vortrag einen seltenen Anstand und die größte Würde gegeben hatte. Verstand

hatte er ohne Zweifel auch; indessen habe ich nie herausbringen können, ob er noch mehr verbarg als er blicken ließ, oder ob das was man nie recht an den Tag kommen sah, das Reservekorps, das er vermuthen zu lassen wußte, wirklich gar nicht da war. Für die Welt kam es auf eines heraus; man maß seine Stärke noch mehr nach den Truppen, die nicht zum Vorschein kamen, als nach denen, die man sah. Eine ähnliche Ungewißheit barg seine Vermögensumstände, und in diesem Stücke habe ich die Kunst in seinem Betragen aufrichtig bewundert. Nie konnte das Publikum ihn nach seinen Einkünften schätzen, und ihm eine Regel des Benehmens darnach vorschreiben, wie es sich so gern anmaaßt. Zeigte er eine gewisse Sparsamkeit? er konnte gute Gründe dazu haben. Hörte man von ihm irgend eine großmüthige oder prächtige Handlung? das

war recht, das war edel, und niemand wußte zu sagen, ob es klug oder thörigt wäre. So hüllte sich Herr de la Touche in einen mehr glänzenden als düstern Schleier, den günstigen Wolken nicht ungleich, mit welchen wohlwollende Gottheiten bei der Belagerung von Troja oftmals ihre Lieblinge bedeckten. In einem Stücke jedoch ließ er die Wolke nicht über sich gebreitet, und rückte, entweder aus Überzeugung oder um sich ein Ansehen zu geben, mit seiner Meinung zu frei heraus. Ich werde bald sagen, welches diese unglückliche Meinung war, dieses unselige System, das er bei jeder Gelegenheit auskramte.

Ein paar Tage etwa, nachdem wir Florentin, als Kaspar verkleidet, begegnet waren, schlug mir der Marquis einen Spaziergang vor, weil er mit mir zu sprechen hätte. Wissen Sie mehr als ich, sagte er mir, von

diesem Knaben, der ein paar Schritte von hier in der größten Dunkelheit erzogen ward, und nun auf einmal de Vienne heißt? Ich glaube mich zu erinnern, daß Sie ihn besuchten, so oft ich das Vergnügen hatte Sie bei mir zu sehen, und man hat mir sogar gesagt, Sie seien es gewesen, der ihn untergebracht und für seine Erziehung Sorge getragen hat. Könnten Sie mir ohne Indiskretion sagen, in wessen Namen Sie das thaten? — Nein, antwortete ich, ich kann es Ihnen nicht sagen. Ob ich gleich sehr jung war, als eine meiner Bekannten mir das Kind anvertraute, so habe ich ihr Geheimniß doch immer verwahrt. Übrigens geht sie das Kind vielleicht weiter nichts an. Ich weiß im Grunde sehr wenig von dieser Sache. — Warum, hob der Marquis wieder an, sollte er endlich nicht zu der Familie gehören, deren Namen man ihn tragen

läßt? Man hält sie für verloschen, und in einem gewissen Sinne könnte sie das auch seyn, und der Chevalier könnte darum doch von ihr abstammen. Der Name ist schön; die Vorbedeutung gelte! Der junge Mensch gefällt mir so sehr, daß ich Lust habe, ihm auf eine oder die andre Weise ein Ansehen zu verschaffen, das seinem Namen entspreche. Immer dachte ich, daß ich mir lieber einen Sohn wählen, als einen, dessen wahrer Vater ich vielleicht nicht einmal wäre, von den Händen des Schicksals empfangen möchte. Das ist einer von den hundert Gründen, die mich abgehalten haben zu heirathen. — Und was wollen Sie für Herrn de Vienne thun? sagte ich. Ohngeachtet Ihrer hundert Gründe gegen die Ehe, denken Sie ihn zu verheirathen? — Es würde schwer halten, ihn auf eine glänzende Weise zu verheirathen, sagte der Marquis. In solchen Fällen pflegt

man Aufschlüsse zu verlangen, die wir nicht wohl geben könnten. Ich glaube, die Kirche oder der Malthesser Orden wird es nicht so genau nehmen, wie die Eltern eines Mädchens, das eine starke Mitgift brächte, wären es auch bloße Magistratspersonen oder Financiers. — Das kann seyn, sagte ich; ist es aber auch ganz gewiß, daß der Beruf, zu welchem Sie Florentin bestimmten, ihm gerade anstünde? — Ach! sagte er, und der gebieterische Ton, den er im Begrif war anzunehmen, hätte beinahe seine Rechte auf Florentin verrathen. Herr Abbé, fuhr er gelinder fort, Sie sehen zu viel voraus, und berechnen nicht genug, was sehr viel Wohlthaten und etwas Geschicklichkeit bei einem jungen Menschen wirken, der sich bisher auf kein Vermögen Hofnung machen konnte, und außer einiger Sorge, die Sie für ihn trugen, ganz schutzlos war. Er hört auf

Sie, und scheint Sie zu lieben: helfen Sie mir, ich bitte Sie, ihm annehmlich machen, was ich für ihn thun möchte. — Ob Gelübde, sagte ich, die ihn eines Weibes beraubten, ihn nicht vielleicht erschrecken möchten? — Pah! erwiederte er, was sind Gelübde? und was ist das erträumte Wesen, dem man eine lächerliche Enthaltsamkeit verspricht? Die Figur des Chevaliers wird ihm Rechte auf alle Weiber geben, und ich zweifle nicht, daß er wissen wird, diese Rechte geltend zu machen. Es wird nicht lange währen, so wird er so gut als Sie und ich wissen, daß es besser ist, über dieses ganze schwache und treulose Geschlecht zu herrschen, als sich durch einen [illegible]drachen einschränken, oder von einer [illegible] inter's Licht führen zu lassen. — [illegible] ederte nichts, und sprach von etwas anderm; aber ich nahm mir vor, ihm keineswegs dazu behülflich zu

seyn, daß er über die Bestimmung des jungen Menschen so entschiede. Das Schicksal des Fräuleins von Üserche würde zu traurig seyn, sagte ich zu mir selbst; und will ich ihre Liebe nicht begünstigen, so mag ich noch weniger sie zur Verzweiflung treiben. Ich lasse das Schicksal dieser Kinder sich entwickeln wie es kann, und ich will bloß suchen, sie vor Unvorsichtigkeiten zu verwahren, die nothwendig zu ihrem Verderben ausschlagen würden.

Ich ließ Honorinen, durch Kasparn und Jungfer Theresen, folgendes Billet zustellen:

»Ich bin jemanden begegnet, den ich »ohngeachtet seiner Verkleidung erkannt ha»be, und viellei[illegible] es eine andre eben»falls verkleidete [illegible], die ich diesen Mor»gen, ehe es noch recht Tag war, von wei»tem sah. Daß sie sich nur ja hüten! Sie »sind jung! sie sind schön, und sie lieben

»sich. Ein schwacher Augenblick könnte fürch»terliche Folgen haben. Das bedenke die, »an welcher es ist, zu widerstehen. Oder »besser, sie meide eine Gefahr, der tausend »andre sich fälschlich eingebildet haben, trotzen »zu dürfen. Diese Kühnheit ward tausend»mal durch ein ganzes, in Reue und Schan»de verschmachtetes Leben gebüßt.«

Den Tag darauf bekam ich diese Antwort:

»Gesegnet seien Sie, mein Herr! Seit »dem Tode meines Vaters ist dies die erste »nützliche Warnung, die mir ein wohlwol»lendes Herz ertheilt. Es ist mir sehr bang, »Ihnen nicht zu antworten, wie ich sollte. »Ich schrieb nie an jemanden, außer an »Florentin; und bei ihm hatte ich nicht nö»thig, Ordnung in meine Begriffe zu brin»gen, oder meine Ausdrücke zu wählen. Ich »bin manchmal noch ein gar kleines Mäd-

»chen, so weit Sie auch finden, daß ich es
»in gewissen Stücken schon gebracht habe —
»zu weit, meinen Sie; das drückte mir neu=
»lich Ihr Blick aus. Lieber Gott, was
»kann ich darauf sagen? Ich bin, was
»mein Hang und das Schicksal mich haben
»wollten. Mein Vater ist zu früh gestor=
»ben, meine Mutter hat zu wenig Einsicht,
»und dieser junge Mann ist meine einzige
»Liebe. Ihr Rath ist sehr weise, mein Herr;
»ich werde ihn, was den Widerstand betrift,
»im Fall der Noth sicherlich benutzen; was
»aber eine noch größere Vorsicht betrift, die
»darin bestünde, uns nicht mehr zu sehen,
»wie wir jetzt thun — da, mein Herr, wer=
»de ich Ihren Rath nicht befolgen. Dies
»wäre von einer andern Seite die äußerste
»Unvorsichtigkeit; denn aus einer so unge=
»wohnten Behutsamkeit könnte Florentin
»schließen, daß ich ihn nicht mehr liebte; er

»könnte andre Fesseln annehmen, oder seine
»unschuldigen Sitten verlieren. Diesen Übeln
»muß hauptsächlich vorgebeugt werden, denn
»sie wären die größten von allen, und wür-
»den mir das Leben ganz unerträglich ma-
»chen. Doch auch die, vor denen Sie so
»gütig sind mich zu warnen, muß ich aller-
»dings zu vermeiden suchen; ich hoffe daß
»ich es kann, ja ich hoffe sogar, daß ich es
»ohne viele Mühe kann. Mein junger
»Freund ist nie unartig, und mir zu miß-
»fallen, fürchtet er mehr wie den Tod. Von
»mir müßte also das Übel kommen. O lie-
»ber, wenn es seyn müßte, lieber riefe ich
»alle härnen Kutten der Heiligen in den
»Legenden zu Hülfe, lieber kleidete ich mich
»in Dornen, die mir bei der geringsten un-
»behutsamen Bewegung die Haut zerrissen!
»Vielleicht denken Sie, daß so mancherlei
»Messen, Vespern und dergleichen, die ich

»hören mußte, daß so manche langweilige »Frömmlinge, die ich sehen mußte, mir einen »großen Ekel gegen alle Andacht, eine große »Gleichgültigkeit gegen alles, was man uns »im Namen Gottes vorpredigt, beigebracht »haben: es ist aber doch nicht ganz so. An »den Gott meiner Mutter habe ich denn »wohl keinen besondern Glauben: er wäre »mir zu kleinlich, dieser Gott, der so viele »gleichgültige Dinge geböte, und über so »viele andre hinwegginge, deren Ausübung »mir tausendmal wichtiger scheint. Aber ich »empfinde eine wahre Ehrfurcht für den »Gott, der Florentin geschaffen hat, der die »Natur geschaffen hat, diese oft so schöne, »manchmal so schreckliche Natur! Ich meine, »alles was schön und gut ist, müsse ihm »wohlgefallen, und die Menschen stimmen »alle so sehr darin überein, die Keuschheit »unter die Tugenden zu rechnen, ein Mäd-

»chen, das sich gut aufführt, mehr zu schätzen, »als eines, das es nicht thut, daß ich über»zeugt bin, Gott billigt und befiehlt diese »Tugend; und hätte man mir's auch nie »gesagt, so hätte ich's doch dafür angenom»men, und hätte mich vor dem Laster ge»fürchtet, wie vor etwas, das meinem Herrn, »dem mächtigen Herrn alles Daseyns in der »Welt, misfallen müßte. Ich habe aber »über das alles noch manche andre Gedan»ken, die ich Ihnen vielleicht nicht zum Be»sten werde darlegen können. Es kömmt »mir vor, als gäbe es Leute, denen gewisse »Tugenden nicht besonders Noth thäten. »Wenn sie sie auch hätten, sie würden dar»um nicht viel mehr taugen, und da sie »für gewisse Vergnügungen nicht gemacht »sind, so müssen sie sich ja doch andre ver»schaffen. Sie fordern auch eben keine be»sondre Achtung. Sie sündigen und be-

»reuen, verhehlen und beichten, und das
»geht so an seinem Schnürchen fort, ohne
»daß in allem, was sie thun, gar großes
»Unrecht sei. Sie selbst finden ja auch kein
»großes Unrecht daran; sie machen sich ei-
»nen Gott, der nachsichtig ist, wie ihre Füh-
»rer in Gott, einen Gott, mit dem sie sich
»überwerfen und versöhnen. Der Gott, den
»ich mir denke, kommt und richtet sie nach
»dem Maaße, in welchem er sie mit Stärke
»und Vernunft ausgerüstet hat. Aber es
»giebt wiederum Leute, die von jenen sehr
»verschieden sind, und sich auch sehr verschie-
»den aufführen müssen: wo sich jene kaum
»ritzen, würden diese eine tiefe Wunde da-
»von tragen. Diese wollen denn das Recht
»haben, die andern zu leiten, von ihnen
»geehrt und gefürchtet zu seyn, über sie zu
»herrschen. Was eine Jungfer Therese thut,
»würde zum Beispiel Honorinen nicht an-

»stehen können. Die Rolle von jener bringt »es mit sich, eine Geringschätzung zu ertra»gen, vor deren bloßem Gedanken diese er»zittert. Wäre es möglich, daß ich, wie »Sie es nennen, einen schwachen Au»genblick hätte, so würde ich von Floren»tin wegfliehen — auf immer, oder doch auf »so lange Zeit, daß, ehe er mich wiedersähe, »jener Augenblick ganz von ihm vergessen, »und ich wieder für ihn wäre, was ich jetzt »bin. Und wer weiß, ob er vergessen wür»de? Ich will aber auch nicht fliehen, ich »will ihn hier sehen, ich will ihn späterhin »in Paris sehen, bis es ihm ansteht mich »zu heirathen, oder bis ich bedroht werde, »einen andern heirathen zu müssen. Dann »wird es keine Thorheit seyn, die man uns »vorwerfen könnte, dann wird in meiner »Aufführung keine Übereilung seyn, keine »wenigstens, zu der ich nicht genöthigt wor-

»den wäre, und Florentin wird mich darum »nicht weniger achten, wird selbst darum »nicht weniger zu achten seyn. Da haben »Sie, mein Herr, so gut ich sie auszu»drücken gewußt habe, alle Plane, alle Ge»danken Ihrer gehorsamsten und dankbarsten »Dienerin,

H. v. Ü.«

N. S. »Was Christum anbelangt, so »liebe ich ihn. Ich bete an ihm seine Weis»heit, seine Milde an, und einige Thaten »eines einfachen, sanften Muths. Es war »gewiß nicht seine Absicht, daß er uns un»aufhörlich im Augenblick einer gräßlichen »Marter vorgestellt werden sollte. Ich habe »mir vorgenommen, das Buch von der Nach»ahmung Christi zu lesen.«

Dieses sonderbare religiöse und moralische Glaubensbekenntniß, dieses Gemisch einer tiefsinnig zergliederten Erfahrung, und einer

noch

noch ungebildeten und kindischen Geistesart, setzte mich sehr in Erstaunen. Nach einigem Nachdenken fand ich, daß man Honorinen weiter nichts sagen könnte, und sich eben so wenig einfallen lassen müßte, ihre Leidenschaft zu regieren, als Florentins Schicksale zu lenken.

Nur die Unvorsichtigkeit der Reden, die Herr de la Touche führte, suchte ich noch aufzuhalten. Vergebliche Mühe! Eitel darauf, daß er Voltaire's Schriften auswendig wußte, daß er sich den Lukrez hatte erklären lassen, daß er öfters mit Diderot, d'Alembert, Condorcet und andern Philosophen zu Mittag gespeist hatte, ward dieser Neophyt in der Irreligion keinen Augenblick müde, in Gegenwart seiner Bedienten und des jungen Florentin, seinen ganzen atheistischen und materialistischen Kram vorzutragen. Kam nun gar einmal irgend ein Pfarrer aus der

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Nachbarschaft auf das Schloß, da gab es vollends ein Spaßen und Argumentiren, ein Betäuben und ein Frohlocken. Da glaubte ich mich aber auch besonders verpflichtet, seine frechen Ironien in Zaum zu halten, seine furchtbaren Argumente zu bekämpfen. Es war mir nicht entgangen, wie klein, wie schwach, wie leicht zu Boden geworfen die Religion in den Augen der Dummköpfe erschien, wenn sich so ein armer Landgeistlicher, einem Gutsherrn, einem Hofmann gegenüber, auf's Haupt geschlagen zeigte. Siehst du wohl? sagten die Lakaien des Marquis durch Gebehrden oder leise zu einander: Da sind sie recht verlegen! Sie wissen gar nichts zu antworten! — Verlegen, das war ich nun wohl selbst, so gut wie irgend einer. Welche Antwort gab es auf Wahres und Falsches, Scherz und Ernst, Thatsachen und Vernunftschlüsse, was alles

Bayerische Staatsbibliothek München

so unter einander gemischt und vermengt war, daß man keinen einzigen ganzen Perioden hörte, auf dessen gesammten Inhalt irgend eine erdenkliche Antwort hätte passen können? Griff ich den rechten Arm meines Gegners an, so war es alsbald der linke, den er mir entgegenbot. Glaubte ich ihn beim Kopf gefaßt zu haben, so ließ er mir eine Larve in den Händen zurück, und war mir lachend entsprungen. Ich ward bald gewahr, daß dieser ungleiche Wettkampf zwischen dem einfachen, treuherzigen Menschenverstand, und der eiteln, sarkastischen, ränkevollen Schöngeisterei, gar auf der Welt nichts nutzte, und der Sache, die ich verfocht, sogar einen nachtheiligen Schein gab. Da begnügte ich mich dann, die Gefahr der entgegengesetzten Lehre zu behaupten. Schon recht! sagte der Marquis, Sie fürchten für Ihre Pfründen. — Eben so sehr, fiel ich

ein, fürchte ich für Ihre Besitzungen, für Ihre Ruhe, für die allgemeine Ordnung. — So hielten Sie es ja wohl, erwiederte er, mit jenem stolzen Poltron, mit Fontenelle, der, wenn er die Hand voll von Wahrheiten gehabt hätte, die Hand, sagte er, nicht aufgethan haben würde? — Nein, antwortete ich; wenn ich mit aller Gewißheit wüßte, daß es Wahrheiten wären, die ich in meiner Hand hielte, so würde ich die Hand gewiß aufthun; aber wie sollte ich dessen gewiß seyn? Ich kenne keine absolute, unbestreitbare Wahrheit, und ich weiß nicht, was man mit dieser Hand voll von Wahrheiten sagen will. Sollte ich mich denn der Gefahr aussetzen, bloß neue Irrthümer an die Stelle der alten zu bringen, oder die alten Zweifel mit neuen zu vermehren? Glauben Sie mir, Herr Marquis, in den Gegenständen, von welchen wir hier sprechen, ist das Neue sehr

zu fürchten; in den meisten Köpfen ist eine Umwälzung der Begriffe sehr zu fürchten. Wenn Sie es Ihren Zuhörern recht eingeredet haben werden, daß es unmöglich ist zu beweisen, die Materie sei geschaffen worden, und sei nicht von Ewigkeit her, die Bewegung sei der Materie eingeprägt worden, und sei nicht ihre ewige Eigenschaft; wenn Sie ihnen eingeredet haben werden, daß unsre Seele wohl nur die Einrichtung unsers Leibes seyn dürfte: so wird, glauben Sie mir, keiner darum glücklicher seyn. — Freilich nicht, sagte er, wenn man bei dem furchtsamen Zweifel stehen bleibt; wenn man aber kühn genug ist, die Frage zu entscheiden, und die Fesseln abzuwerfen, in welche die Leute Ihres Standes die Geister verwickeln.... Mich dünkt es, fiel ich ein, von keinem richtigen Verstand zu zeugen, daß man diese Art Fragen entscheide. — Sie bilden sich's

ein, sagte der Marquis; aber wie mancher weise Mann hat sie nicht entschieden! Sehen Sie Büffon und so viele andre in Frankreich, sehen Sie Hobbes und so viele andre in England, sehen Sie in Deutschland Friedrich den Großen. — Wohlan, sagte ich; es hat gute Köpfe gegeben, und giebt deren noch, die für den Materialismus, für den Atheismus stimmen. Sie können sich selbst anführen, und wenn Sie sich zum offenbaren Apostel dieser Lehre machen, so können Sie ihr allerdings durch Ihre Reden und durch den blinden Glauben, den Ihre Aufklärung einflößt, vielen Eingang verschaffen. Sie werden ihr Eingang verschaffen, aber einst werden Ihre Proselyten selbst Sie dafür bestrafen; einst werden Sie über die unseligen Siege trauern, auf welche Sie sich heute so viel einbilden.

Es waren schon einige Tage über die Zeit

verflossen, die ich zu diesem Besuch bestimmt hatte; und ohngeachtet mich der Marquis damit aufzog, ich fürchtete meinen Glauben selbst, oder wenigstens den Ruf meines Glaubens bei ihm zu verlieren, so reisete ich doch denselben Abend ab.

Kein Wort von unsrer Streitigkeit blieb Honorinen unbekannt. Sie hatte um den Inhalt der vorhergegangnen Unterredungen gewußt; sie erfuhr, was seitdem über die nämliche Materie gesprochen wurde. So wie sie ehemals allen Unterricht, den sie vom Herrn von Üserche erhalten, Florentin mitgetheilt hatte, so versäumte jetzt Florentin nicht, ihr alles zu wiederholen, was er Hrn de la Touche sagen hörte. Das hätte keinen sehr starken Eindruck auf sie gemacht, wenn nicht einige Bücher gewesen wären, die ihr Florentin auf ihre Bitte brachte; und selbst diese Bücher überzeugten sie nicht

ganz. Wie? sagte sie, mein Vater sollte ganz und gar nichts mehr seyn? Noch am Tage vor seinem Tode sah ich in einem fast zerstörten Körper noch eine starke Seele. — In? wiederholte Florentin lächelnd; Du quartierst sie ja ein; diese immaterielle Seele, wie ein Wurm sich in einer Rosenknospe einquartiert. — Ei nun, in, außer, mit, wie Du willst! sagte Honorine. — Lieber Himmel! rief Florentin; ich für meinen Theil will ja nichts, als mich überreden, daß wir ewig, und ewig zusammen leben werden. Unterdessen aber, liebste Honorine, gieb mir Deine Hand, daß ich sie berühre. Du hast mir diese Gunst versprochen, wenn ich nur acht Tage vergehen ließe, ohne Dich darum zu bitten. Nun das, meine Honorine, das ist doch wenigstens ein Vergnügen, über welches man sich nicht streiten wird, und um das ich auf meinen Theil an allen himm-

lischen Seligkeiten Verzicht thäte, von denen an, die Mahomet versprach, bis zu .... — Mein Gott, Florentin, gerade so kommen mir die Reden vor, die Du mir immer hinterbringst! Nennst Du denn das etwa vernünftig sprechen? Ich sagte, mein Vater hätte mir eine sehr gesunde Seele zu haben geschienen, ohngeachtet sein Leib sehr krank war. — Das kann wohl seyn, Honorine; ich hörte aber sehr verständige Leute von dem geringsten Stoß an den Kopf, von dem geringsten Fieberanfall irre reden. Man kann von der Seele sagen, wie von der Vernunft, denn am Ende kömmt es ziemlich auf das nämliche hinaus:

Ein Gläschen Wein verwirrt, ein bloßes Kind verführt sie *).

---

*) Un peu de vin la trouble, un enfant la séduit.

MADAME DESHOULIERES.

Was wollten wir uns aber länger bei diesem System aufhalten, gegen das Du Widerwillen hast? Glaubst Du denn, daß ich Vorliebe dafür habe, und daß es mir nicht abscheulich vorkäme, mich zu überreden, meine Honorine müßte einst vernichtet seyn? — Aber, mein lieber Florentin, es kömmt nicht darauf an, ein System zu lieben oder nicht zu lieben; noch weniger kömmt es auf Deine Honorine an. O mein Kind, wenn alles Denk- und Empfindungsvermögen zerstörbar ist, wenn dieser Gott selbst, den ich so gern als den Schöpfer und Lenker aller Dinge, als das Auge, die Seele der Welt betrachte, wenn dieser Gott ein Nichts ist, was kömmt da Honorine in Anschlag? Aber welche Lücke macht mir dieser Gott! Welche Trauer empfinde ich, wenn ich nicht mehr an ihn denken, nichts von ihm erwarten kann! Dein Beweis mit dem

Fieber, mit dem Stoß: ich weiß nicht ob er viel taugt. Freude, Kummer, Erstaunen hat manchmal getödtet, oder das Gehirn verrückt. Und es ist ja doch nicht der Laut, sondern der Sinn einer guten oder bösen Nachricht, der uns trift; da haben wir also ein sicherlich unkörperliches Ding, das auf ein andres Ding in uns wirkt, welches mir ebenfalls nicht körperlich dünkt; und das Gefühl, was daraus entsteht, fügt dem Körper Gutes oder Böses zu, wie in andern Fällen etwas, das dem Körprr widerfährt, dem was wir Seele nennen, dasselbe gar sehr zufügen kann. Ich begreife freilich nicht im mindesten, wie sie eines auf das andre wirken, aber die Wirkung scheint mir vorhanden und gegenseitig. Bist Du des Leibes sichrer, wie der Seele? — Ich dächte fast! sagte Florentin mit einem Lächeln, wobei Honorine nicht that, als ob sie es be=

merkte. — Nach und nach ließ sich Florentin vom Marquis überzeugen, und überzeugte wieder Honorinen, zwar nicht vollkommen, aber doch ohngefähr, und mit dem Unterschied, daß Florentin mehr Beweise sammelte, mehr las, Honorine hingegen mit mehr Zusammenhang, Gründlichkeit und Kühnheit Schlüsse zog. Noch verwarfen sie nicht jeden Begrif einer Gottheit; aber als ein Bewegungsgrund zum Thun oder Unterlassen stellte sich ihnen der Begrif einer Gottheit nicht mehr dar. Da sie auch keine Pflicht und keinen Wunsch hatten, als sich zu lieben und zu sehen, so war ihr Leben lange Zeit darum nicht weniger süß, nicht weniger unschuldig.

Während des Sommers erhielt ich vom Marquis diesen Brief:

»Es kömmt mir nicht vor, lieber Abbé, »als ob Sie meine Absichten bei dem jun-

»gen Mann erfüllt hätten. Mein Wunsch
»war, wie Sie wissen, daß er beredet wer-
»den möchte, entweder in Ihren, oder in
»den Malthefer Orden zu treten. Jenes
»ist ein predigender, dieses ein kriegerischer
»Ritterschafts-Orden; beide geben Brod und
»Ansehen: hat er so viel Verstand, als er
»verspricht, so ist es unmöglich, daß nicht
»einer von beiden ihm anstehe. Ich habe
»bei ihm auf den Busch geschlagen, aber
»ich sah, daß man ihm von meinen Ge-
»danken nie etwas mitgetheilt hatte, und
»da ich kein Recht auf ihn habe, konnte
»ich mich nicht entschließen, der erste zu
»seyn, der mit ihm davon spräche. Sie,
»Herr Abbé, als sein Beschützer, als sein
»Mentor, (vielleicht als noch etwas mehr,)
»hätten dieses Eis brechen, und mir meine
»Rolle, als eifriger, älterer, und folglich
»erfahrnerer Freund, erleichtern sollen. An

»Ihnen also war es zu sprechen, lieber Ab-
»bé, und Sie haben es nicht gewollt. Ist
»dies bei Ihnen Grundsatz und Bedenklich-
»keit, ist es — wenn Sie mir erlauben wol-
»len es frei herauszusagen — Vorurtheil
»und Hartnäckigkeit, so werden Sie es nie
»wollen. Vielleicht aber könnte es auch nur
»Vergessenheit oder Nachlässigkeit seyn, und
»deswegen wende ich mich damit noch ein-
»mal an Sie. Jetzt lassen Sie mich fra-
»gen, ob Sie noch eine andre Gefälligkeit
»für mich haben möchten. Sie wissen, daß
»ich eine Nachbarin habe, die ich nie sehe,
»und das hat seine guten Ursachen; denn
»außer ihrer unerträglichen Andächtelei, ha-
»be ich von meinem vertrautesten Freunde
»genug über sie erfahren, um sie nicht sehr
»zu schätzen, und noch weniger zu lieben.
»Neulich ging ich mit Herrn de Vienne
»spazieren, er war einige Schritte vor mir

»her: wir begegneten dem Wagen dieser »Dame, die darin saß, und meinen jungen »Gefährten mit einer Art grüßte, als hätte »sie Bekanntschaft mit ihm. Das hat mich »gewundert, und ist mir nicht ganz lieb ge»wesen. Sie zeigte ihn einer jungen Per»son, die bei ihr saß, und ihn mit vieler »Kälte grüßte. Aus dem Gruß der Dame »nahm ich wahr, daß sie sich gesehen ha»ben; der Gruß des jungen Mädchens be»wies mir, daß sie sich wenig gesehen ha»ben, und dies ward mir durch das gleich»gültige, ceremoniöse Wesen, das ich am »Chevalier bemerkte, bestätigt. Nun, lie»ber Abbé, möchte ich wohl, daß diese Be»kanntschaft keine weiteren Folgen hätte. »Vorbauen ist oft leichter, wie Einhalt thun. »Wollten Sie wohl dem Chevalier schrei»ben, daß es nicht ganz anständig für ihn »wäre, in ein Haus zu gehen, mit welchem

»sein Wirth nicht die mindeste Verbindung
»hätte? Sie begreifen wohl, daß es eine
»lächerliche Anmaßung von mir wäre, wenn
»ich ihm das selbst sagen wollte; und Gott
»bewahre mich, daß ich unter der Hand Be-
»diente dazu anstiftete! Nichts könnte we-
»niger in meiner Art seyn.«

Nun, das ist der Marquis wie er leibt und lebt! dachte ich beim Lesen dieses Briefs. Er spricht nicht mit dem jungen Mann, aus Furcht Widerstand zu finden, noch mit seinen Leuten, aus Furcht, daß sie ihn verrathen oder hintergehen möchten. Der Schleier, in den er sich wickelt, verbirgt nicht allein ihn, sondern verbirgt ihm selbst die andern, und schützt diese vor den Unannehmlichkeiten, die ihnen von seiner Seite widerfahren könnten. Ich antwortete ihm;

»Ein jeder hat seine Art, lieber Mar-
»quis: nichts kann weniger in der

»mei-

»meinigen seyn, als das, was Sie mir »vorschlagen. Ich stehe in keinem Brief»wechsel mit dem jungen Mann, und war »nie etwas anders, als sein — noch dazu »untergeordneter — Lieferant. Wer Sie »nicht kennte, müßte denken, daß Sie, un»ter dessen Dach er wohnt, von dem er tau»sendfache Güte genießt, ihm wohl selbst »Ihre verschiednen Gedanken eröffnen könn»ten. Aber, außer Ihrer Verachtung gegen »die Meinungen, auf welche die Ritter»schaftsorden gegründet sind, von denen Sie »sprechen, hüten Sie sich wohl, ihm irgend »etwas geradezu beizubringen. Und Sie »wollen, daß er in einen von diesen Orden »trete! Was Sie von ihm wollen, hieße

»den Himmel selbst, die Welt,
»und sich belügen! *)

---

*) C'est mentir au ciel même, à l'univers, à soi.

VOLTAIRE, Alzire.

»und manche Menschen, die sonst Ihre Mei-»nungen theilen, verabscheuen doch diese Art »von Lüge.«

Einige Tage darauf erhielt ich vom Marquis einen neuen Brief:

»Ich hätte mich vielleicht über Ihren »Mangel an Gefälligkeit etwas geärgert, »Herr Abbé, wenn ich über den Schluß Ih-»res Briefs nicht hätte lachen müssen. Ja »freilich giebt es unter den Leuten, die mei-»ne Meinung theilen, einige, die man diese »Art von Lüge tadeln sieht. Ich konnte »mich einst nicht erwehren, gegen einen »Mann von vielem Verstand mein Erstau-»nen darüber zu äußern; denn wie ist es »möglich, sagte ich, das, was nicht ist, zu »belügen? Die Sache scheint mir sehr gleich-»gültig, und überhaupt begreife ich nicht, »warum man auf die Heuchler so übel zu »sprechen ist. Sie thun doch weiter nichts,

» als die Ehrfurcht vergeben, die andre im
» Ernst für ein Hirngespinst haben; und sie
» thun es, um damit wirkliche Vortheile zu
» erlangen. — Sehen Sie denn nicht, ant-
» wortete der Mann, mit welchem ich sprach,
» daß man sich bloß über die Geschicklichkeit
» des Heuchlers ärgert? Ein jeder fürchtet
» von ihm betrogen zu werden, wie die from-
» men Christen von ihm betrogen werden;
» und recht beim Lichte besehen, finden Sie
» in der ganzen Moral nichts anders wie
» das. Man schärft den Menschen ein, daß
» sie nicht betrügen sollen, um nicht betrogen
» zu werden; daß sie nicht stehlen sollen, da-
» mit ihnen nichts gestohlen werde, daß sie
» eines andern Weib oder Tochter nicht ver-
» führen sollen, weil man wohl selbst ein
» Weib, eine Tochter, oder — Herr Abbé! —
» etwas ähnliches haben kann, woran man
» andre auch nicht möchte kommen lassen.

»Da giebt es denn gute Leute, die in allem »dem etwas mehr Ernst sehen, und auch »in's Zeug hinein predigen wie die andern, »ob sie schon weder Geld, noch Weib, noch »Tochter, noch gute Freundin haben. Die »Art von ehrlichen Tröpfen geht aber doch »täglich mehr aus. — Adieu, lieber Abbé: »nichts für ungut, versteht sich!«

Auf diesen Brief entschloß ich mich doch noch zu antworten:

»Ich nehme wirklich nichts für ungut; »denn ich werde sogar noch treuherzig ge»nug seyn, Sie zu beschwören, daß Sie, »ein sonst so kluger, so vorsichtiger Mann, »nicht, wie Sie es thun, Ihre Grundsätze so »unbehutsam aufstellen, wenn Sie Leute zu »Zuhörern haben, deren Interesse es einmal »seyn kann, Sie zu betrügen, zu bestehlen, »oder todtzuschlagen. Ihr starken Geister »seid es selten so sehr, daß Ihr auch nur

»den Gedanken an die Folgerungen, die sich »ganz streng aus Euern Grundsätzen erge»ben, aushalten möchtet: wie nun, wenn »Ihr sie gar in der Wirklichkeit sehen oder »erfahren solltet? Bei mir haben Sie nichts »zu befürchten; denn selbst den Fall ange»nommen, meine Grundsätze stünden nicht »zum festesten, so ist es doch mit meinen »Gewohnheiten fest genug bestellt. So hat »denn unser Briefwechsel nichts gefährliches; »allein er hat auch nichts anziehendes für »mich, und ich verlange daher keine Ant»wort.«

Gegen Ende des Herbstes bekam ich einen Brief von Honorinen, die mir in sehr anständigen Ausdrücken versicherte, sie und Florentin hätten sich vollkommen gut zusammen aufgeführt. »Sie werden es,« schrieb sie mir, »diesen Winter in Paris an unserm beiderseitigen Benehmen schon selbst

»recht gut sehen, daß wir noch sind, was »wir waren, was Sie uns stets zu seyn »empfahlen. Ich habe ihm gesagt, was »Sie uns empföhlen, und Sie sind ihm »darum nur theurer.«

»Es war nahe daran, daß sich Jungfer »Therese gar wenig mehr aus Kasparn ge»macht hätte, und in dem Augenblick ist »mir ihrer Verschwiegenheit wegen sehr angst »gewesen. Ein andrer Umstand vermehrte »meine Angst: eines Tages, da Florentin »und Herr de la Touche der Mama und »mir begegnet waren, hatte letzterer durch »seine Blicke und durch seine ganze Art ein »gewisses Mißtrauen bezeugt. Nun hätte »er, um hinter alles zu kommen, nichts »weiter gebraucht, als Jungfer Theresen »durch einen schönen jungen Lakaien aus»fragen zu lassen, der in seinen Diensten »ist, und zu der Art Leuten gehört, für

»welche die Jungfern Theresen nichts ge-
»heim behalten. Ich war so besorgt, daß
»ich eine Weile eingeschlossen blieb, und
»Florentin bat, seinerseits dasselbe zu thun.
»Glücklicher Weise habe ich einige Zeichen
»belauscht, die sich Jungfer Therese und der
»Abbé Theodor gaben. Sie werden leicht
»begreifen, welchen Nutzen ich daraus zu
»ziehen gewußt habe. Es braucht nur ein
»Wort, sagte ich, und Sie wird aus dem
»Dienste gejagt: sei Sie mir also treuer,
»und Kasparn artiger als jemals. Der
»Werth, den er auf Sie und Ihre Liebe
»legt, muß seinem Herrn und mir für seine
»Verschwiegenheit bürgen. Seitdem er in
»einem vornehmen reichen Hause lebt, kann
»er sich aus Konfekt und andern Näsche-
»reien vielleicht so viel nicht mehr machen
»wie sonst, und für seine Garderobe habe
»ich selbst Sorge getragen. Hier ist aber

»Geld, hier ist eine Uhr, eine Kette; gebe »Sie ihm das nach und nach. — Paulatim, »sagte Florentin, der zerstreut geworden »war, während daß ich ihm den Auftritt »erzählte; es ist vielleicht das erste Wort »Latein, das er in seinem Leben zum Spaß »gesagt hat, und wir haben darüber ge»lacht wie die Kinder, die wir sind. Hal»ten Sie mir meine lästige Schwätzerei zu »gute, Herr Abbé; meine Absicht war nur, »Ihnen zu zeigen, wie nöthig wir die »Herren Theodore, die Jungfern Theresen, »u. s. w. haben, um sie die einen durch die »andern im Zaum zu halten. Vermöge ih»rer Schwachheiten, retten wir uns zwischen »allen den Leuten durch, und sie gewinnen »auch dabei, denn wir helfen ihnen, zu un»serm Besten, thun was sie gern wollen, ꝛc.«

»Was ich aus Herrn de la Touche ma»chen soll, weiß ich noch nicht recht. Er ist

»ein eifriger Atheist, wie andre Menschen
»eifrige Christen sind. Mit der Moral mag
»es in seiner Lehre aussehen wie es will;
»es scheint zuweilen, als verschonte er sie
»selbst nicht mit seinen Angriffen, um nur
»an allem, was man Tugend nennt, sein
»Müthchen zu kühlen; und so wird es ihm
»gleichsam zur Angelegenheit, seine Bedien-
»ten zu Taugenichtsen, die Menschen, die
»er verbindet, zu Undankbaren zu machen.
»Wenn es eine bloße Laune ist, so ist es
»eine sonderbare Laune: was er dabei ge-
»winnen zu können glaubt, begreife ich
»nicht recht. Mir ist es sehr einerlei, wenn
»er nur Florentin nicht überredet, er könnte
»ohne Verbrechen mich betrügen, verrathen,
»verlassen, und das nach so vielen tausend
»Eidschwüren, die ja im Grunde, seinen Mei-
»nungen zufolge, gar nichts bedeuten. Ich
»spreche mit einer gewissen Lebhaftigkeit und

»Theilnehmung davon, weil ich die Wir-
»kung dieser Gottlosigkeitspredigten einiger-
»maßen empfinde. Ich werde Florentin nie
»untreu werden; er aber brauchte nur einen
»Schritt mehr zu thun als ich, so könnte
»er mich zu verführen suchen, und mich als-
»dann, wenn es ihm gelänge, meinem elen-
»den Loos überlassen. Das hat mir indes-
»sen bis jetzt wenig im Kopf gelegen; nur
»jene Furcht, die ich wegen der Jungfer The-
»rese hatte, machte mir eine Weile viel zu
»schaffen. Ohne diese Wolke, würde unser
»Sommer nur schöne Tage gehabt haben,
»und es wäre gar zu schmerzlich, ihn enden
»zu sehen. Ich hoffe, daß ich Sie in Paris
»sehen werde. Den 30. Oktober, 1788.«

Man bemerke dies Datum. Die Revo-
lution war, so zu sagen, vor der Thüre.

Bei Honorinens Brief lag einer von Flo-
rentin. Er sagte mir, der Marquis hätte

ihm eine Wohnung in seinem Hotel zu Paris angeboten, wenn er den Winter da zubringen wollte; speisen sollte er, wo es ihm beliebte, und er würde die größte Freiheit haben, zumal da die Zimmer, die ihm eingeräumt werden sollten, in einem vom Hauptgebäude abgesonderten Flügel, mit einem besondern Eingang, wären. Sie werden, so oft Sie wollen, mein Gast seyn, hatte der Marquis hinzugefügt, und ich lade Sie ausdrücklich auf die Tage in der Woche ein, wo ich gemeiniglich Gesellschaft habe, und nicht nach Versailles gehe. Florentin fragte mich um meine Einwilligung; ich wandte mich an Frau von * *, und da Herr de la Touche seinen eignen Plan im voraus gut geheißen hatte, litt die Sache weiter keine Schwierigkeit. Zu seinen monatlichen Ausgaben wies man dem jungen Menschen hundert Louisd'ors an, womit er sich auf eine

desto glänzendere Art zeigen konnte, als er auch die Pferde des Marquis zu seinem Gebrauch hatte, und wenn er Lust hatte, seine Wägen, nebst einem Stallknecht und Kutscher, den er damals wie Kasparn kleidete.

Als er mit Herrn de la Touche nach Paris kam, ließ er seine erste Sorge seyn, Honorinens Zimmern gegenüber eine kleine Wohnung zu miethen. Was man aus Florentins Fenstern warf, fiel in den Garten der Frau von Üserche, und diese Fenster waren nicht sehr hoch. Dies Mittel, sich zu sehen, wurde indessen selten angewandt; aber täglich schrieb man sich, und verabredete Zusammenkünfte auf den Morgen, in dieser oder jener Meierei in der Gegend von Paris, oder auf den Abend, auf diesem oder jenem Ball, wo Leute aus der Bürgerklasse tanzten, und sich keine andern Weiber von dem Stande des Fräuleins von Üserche einfan-

den. Zuweilen bestand das Vergnügen, das sie sich machten, in einem bloßen Spaziergang, beim Schein der Laternen, am Ufer der Seine, oder auf den Wällen. Was verschlug es ihnen, ob der Miethwagen schmuzig war, ob er stieß, ob die abgejagten Mähren sie kaum fortschleppen konnten? Sie waren beisammen. Pferde und Kutscher waren eingeschlafen, und sie glaubten noch am Anfang ihrer Spazierfahrt zu seyn. Frau von Üserche war anderwärts zu sehr beschäftigt, um das mindeste zu argwöhnen. Sie fand es ganz natürlich, daß sich Honorine des Abends, wenn sie ein paar Dutzendmal gegähnt hatte, auf ihr Zimmer begäbe, und sie zweifelte keinen Augenblick, daß ihre Tochter sich nicht sogleich schlafen legte. In Gesellschaften und an öffentlichen Orten sah man sie sehr wenig, theils weil ihre Mutter auf dem frommen Fuß lebte, theils weil sie

sich nicht wollte sehen lassen, in der Hofnung, daß auf diese Weise niemand sobald daran denken würde, sie zu heurathen. Auf jenen Bällen, wo sie zuweilen hinging, war sie, wie auch Jungfer Therese, als bescheidnes Krämerweibchen gekleidet, und tanzte mit niemanden, als Florentin. Dieser ging oft in das Schauspiel, und hatte überdem gute Konnexionen. Herr de la Touche stellte ihn in mehreren angesehenen Häusern vor, und da sowohl, als im Lycäum, in den physikalischen Lehrstunden, auf der Reitbahn, im Ballhause, verschaften ihm seine Figur und sein Betragen unter den jungen Leuten seines Alters, oder auch unter älteren manche angenehme Bekanntschaften. Eine sanfte und bescheidne Fröhlichkeit, die ihm eigen war, machte ihn beliebt, und selbst sein Name leistete ihm einige Dienste. Hörte man ihn zum erstenmal, so zeigte man sich etwas

verwundert; bald aber sah es aus, als sagte man sich: Warum denn nicht? meinetwegen! Wer wird es bei einem so artigen jungen Menschen, um einer solchen Kleinigkeit willen, so genau nehmen? — Man erlaube mir hier, der höflichen Sorglosigkeit meiner Landsleute Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. In Frankreich, wenigstens vor der Revolution, ließ man einander gar manches hingehen, was man sich anderwärts nicht hingehen ließe, und selten band man mit dem an, der sich einen glücklichen Einfall, eine muthige Handlung, hübsche Verse, einen schönern Namen, als seinen eignen, mehr Glück auf der Jagd oder in der Liebe, als er wirklich hatte, zueignen mochte. Was du willst daß dir geschieht: — dachten heimlich die Zuhörer. Wie glücklich wären wir gewesen, wenn diese Leichtigkeit der Sitten, diese Verträglichkeit sich nicht weiter erstreckt

hätte, und man sich nicht die empörendsten Ausschweifungen, die abscheulichsten Unterschleife und Erpressungen, die schändlichste Mäkelei mit allen möglichen Dingen nachgesehen hätte, wie man sich die kleinen Anmaßungen der Eitelkeit nachsah!

Honorine weidete sich, bis es besser käme, an dem Beifall, den ihr junger Freund sich so im Kleinen erwarb; doch blieb es hauptsächlich ihre Absicht, die sie darum nicht aus den Augen verlor, daß er nach einem vortheilhaften Unterkommen streben sollte, und sie wußte es zu veranstalten, daß sie mich einmal bei ihrer Mutter an der Donnerstagstafel sah, wo sie mich sehr ernsthaft über diesen Punkt unterhielt, und mir ihre Gedanken, von denen ich weiterhin reden werde, mit einem Scharfsinn, der weit über ihre Jahre war, aus einander setzte. Bei der Tafel wurde viel von der sich versammelnden

Geistlichkeit, von den Notables, von den künftigen Reichsständen gesprochen. Man sprach mit Verachtung, Schmerz, Bitterkeit von den übeln Streichen, welche der Religion gespielt würden; und diese Vertheidiger der Religion schienen mir dabei ein wenig mehr zu denken, als an sich selbst, an ihre Vorrechte, an das, was sie besaßen und verlieren konnten, an das, was sie hofften und nicht zu erlangen Gefahr laufen konnten. Man sprach von Voltaire, Rousseau, Montesquieu, wie man nur immer von den abscheulichsten Bösewichtern hätte sprechen können. Nicht der mindeste Unterschied wurde gemacht, nicht die mindeste Schonung angewandt; nicht einmal Anstand und Urbanität beobachtete man. Ist denn das die Art, wie man immer hier spricht? fragte ich Honorinen. — Ja wohl, sagte sie; und wenn ich mir manchmal habe einfallen lassen, über

die Gegenstände, die zwischen Ihnen und Herrn de la Touche abgehandelt wurden, einige Fragen zu thun, so ist man mir begegnet, wie einer Verruchten, die das höllische Feuer verdiente. — Das ist ja sehr schlimm und sehr langweilig für Sie, sagte ich, daß Ihre Frau Mutter so fromm ist. — Ist sie so fromm? erwiederte Honorine mit einem boshaften Lächeln. Aber sehr glücklich muß ich mich schätzen, daß sie so ist wie sie ist. Ihr Spiel und ihre Abbé's machen, daß sie sich von neun Uhr Abends bis zehn oder eilf Uhr Morgens nicht darum bekümmert, was ihre Tochter thut und vornimmt. — Und wie bedient sich ihre Tochter dieser großen Freiheit? — Vernünftig. Mancher würde indessen sagen thörigt; weil man nicht wüßte, daß sie einen einzigen, unveränderlichen Willen hat. — Aber, sagte ich, diese Leute hier werden Sie ungläubig machen. — Würden

Sie mir verzeihen, wenn ich es wäre? antwortete sie. — Sie sind noch nicht volle sechszehn Jahre alt, erwiederte ich; ehe Ihre Meinungen sich auf feste Grundlagen stützen, können sie sich noch manchesmal verändern. — Zu widersinnigen Meinungen kehrt man nie zurück, sagte Fräulein von Üserche, und sogleich fing sie an, von etwas anderm zu sprechen.

Dies ging während der Fasten vor. Gegen Ende des Karnevals ereignete sich ein kleines Abentheuer, das den Karakter der beiden jungen Leute besonders in's Licht stellte, und nicht ohne Folgen blieb. Eines Abends war Ball in einem Hause von etwas anständigerer Art, als die Tanzhäuser außer der Stadt; unser Paar wollte sich da einfinden. In dem Augenblick, wo Honorine aus der Kutsche stieg, fiel gerade der Schein einer Fackel auf ihr Gesicht, und ein

junger Mann, der eben vorbei ging, bekam Lust ihr zu folgen. Er trat auf sie zu, um ihr seine Hand anzubieten, als sie ihren Freund wahrnahm, dessen Arm sie schleunig ergriff. Dieser erste kleine Vorfall hatte den jungen Menschen nicht zum Besten gestimmt. Er war einer von denen, die sich bei mehreren Gelegenheiten andern vorgezogen fanden, und nun überall auf Vorrechte und Vorzug Anspruch machen. Nach den ersten Kontretänzen bat er Honorinen, einen mit ihm zu tanzen. Ich kann nicht, mein Herr, antwortete sie sehr höflich; ich bin für die ganze Zeit meines Hierseyns an diesen Herrn versagt, der mein und meiner Begleiterin Billet zahlt. — Florentin war näher getreten: Sie sind sehr glücklich, sagte der junge Mann zu ihm. — Ja, mein Herr, antwortete er, und ich fühle mein Glück sehr gut. — Wäre es nicht erlaubt, dieses Glück auf ei-

nen einzigen Augenblick mit Ihnen zu theilen? — Mademoiselle hat zu befehlen, aber sie hat mir gesagt, daß sie hier nur mit mir tanzen wollte, und es ist schon eine so große Gefälligkeit von ihr, an diesen Ort zu kommen, daß ich ihrer Güte nichts weiter zumuthen darf. — Ich bitte Sie, mein Herr — sagte der junge Mensch mit etwas hochmüthigem Wesen, und er schien die Hand des Fräuleins von Üserche fassen zu wollen. — Nein, mein Herr, das geht nicht an, unterbrach ihn Florentin; kommen Sie, Honorine: man wartet auf uns. Wie der Tanz zu Ende war, trat der junge Herr wieder zu Florentin, und fragte ihn nach seinem Namen. — De Vienne, antwortete dieser, Chevalier de Vienne. — De Vienne? wiederholte der andre, mit spöttischem Lachen: Chevalier de Vienne? — Dies Lachen mißfällt mir, sagte Florentin sehr leise, in-

dem er sich etwas von Honorinen entfernte; morgen um acht Uhr, wenn Sie einen Ort bestimmen wollen, wo wir uns sehen können, werde ich mit meinem Degen meinen Namen gegen einen jungen Mann behaupten, der von besserer Geburt seyn kann, als ich, der mir aber nicht besonders höflich scheint. — Wohlan, erwiederte der andre: ich heiße Graf von ***, Sie werden mich im Boulogner Holz treffen. — Hierauf nahmen sie wieder ein so artiges Wesen gegen einander an, daß sich jede andre als Honorine dadurch hätte täuschen lassen. Aber sie hatte den Namen und das Boulogner Holz nennen gehört: das war genug, um der Verabredung gewiß zu seyn; nur hatte sie nicht gehört, welche Zeit bestimmt worden war. Man tanzte noch ein Weilchen, und ging dann hinweg. Honorinens Miethwagen hielt am Eingang der Straße, wo das

Hotel des Marquis de la Touche gelegen war. Florentin stieg hier aus, und Honorine wünschte ihm mit ihrer gewöhnlichen Art gute Nacht. Einige Schritte weiter stieg sie selbst aus dem Wagen, und sagte zum Kutscher: wenn er, nachdem seine Pferde in den Stall gebracht wären, die Nacht vor dem Hotel des Herrn de la Touche stehen bleiben, und ihr, sobald er einen jungen Mann da heraus kommen sähe, Nachricht davon bringen wollte, so stünde ein Louisd'or für ihn zu verdienen. Sie nannte sich, um ihrem Versprechen mehr Gewicht zu geben, und bestellte ihn in die Remise des Üsercher Hotels. Sie kannte diese Remise sehr gut, wie auch die Stube des Stallknechts und des Kutschers; denn da war es, wo sie gewöhnlich durchging, wenn sie wieder nach Hause kam, und da pflegte sie auch auf den Miethwagen zu warten, den Jung-

ser Therese holte. Sie ging also geradezu an die Thüre des Kutschers, eines ehrlichen Kerls, der für seine junge Herrschaft alles auf der Welt gethan hätte. Sie weckte ihn auf, und bat ihn, den andern Morgen, ehe der Tag anbräche, vor einen sehr sanften, bequemen englischen Reisewagen, den Frau von Üserche besaß, vier Pferde zu spannen, und sich fertig zu halten, damit er sie auf den ersten Wink fahren könnte, wohin sie wollte. Wie das abgeredet war, eilte sie, sich umzukleiden, machte ein Päckchen von mehreren Hemden und feinen Schnupftüchern, kehrte sodann nach der Remise zurück, wo sie im Reisewagen selbst auf den Tag und auf die Ankunft ihres Kommissionärs wartete. Hier hatte sie denn Zeit zu überlegen, wie sie es anzufangen haben würde, um die Streitenden aus einander zu bringen, wenn der Kampf ernsthaft werden sollte. Gesetzt

es gelänge ihr nicht, so nahm sie sich vor, für den Verwundeten, wer es auch seyn möchte, Sorge zu tragen, und wenn einer von beiden in Lebensgefahr käme, wollte sie dem andern zu seiner Flucht beistehen. Aber Florentin, im Fall er es gewesen wäre, würde nicht allein abgereist seyn. Dies war es, was reiflich überdacht und beschlossen wurde; denn Honorine fühlte sehr gut, wie unschicklich es seyn würde, vorlaute Maasregeln gegen eine mittelmäßige Gefahr treffen zu wollen; und bei aller Unruhe, die sie empfand, freute sie sich des Muths, den Florentin bewies, freute sich des Gedankens, daß es ihm nicht fehlen könnte, bei allen Veranlassungen Ehre einzulegen.

Um sieben Uhr erschien der Lohnkutscher. Die Pferde waren angespannt, die Bedienten gekleidet, der Stallknecht gestiefelt. Fräulein von Üserche, in ihrem Wagen allein

sitzend, ließ sich nach dem Boulogner Holz fahren.

Noch vor dem verabredeten Augenblick sah Florentin seinen Gegner erscheinen. Kaum war es heller Tag. Letzterer hatte jemanden bei sich: Und Ihr Sekundant? fragte er Florentin. — Ich habe keinen, und will keinen haben, antwortete dieser; ich möchte niemanden zumuthen, an einer unangenehmen Sache Theil zu nehmen, die ich allein beendigen kann. Ich verlasse mich auf Sie, Werde ich verwundet, so wird dieser Herr hier für mich thun, was er für Sie gethan hätte. Es ist zwischen uns kein Haß, es muß auch kein Mißtrauen seyn. — Indem er dies sagte, warf er seinen Rock von sich, knüpfte seine Halsbinde auf, und entblößte seine Brust. — Aber, sagte der Graf von * * *, wenn Ihnen ein Unglück begegnete, so könnten wir in übeln Ruf kommen. —

Das ist ein andres, erwiederte Florentin, und fing an seine Halsbinde wieder zuzuknüpfen: auf ein ander Mal also! Wo nehme ich aber meinen Sekundanten her? Es thäte mir leid, um der Kleinigkeit willen dem Herrn de la Touche, bei dem ich wohne, Ungelegenheit zu machen. — Ein so bekannter Name machte Eindruck auf den andern jungen Mann. Meine Herren, sagte er, darf ich wohl fragen, aus welcher Ursache Sie sich schlagen? — Ich habe, antwortete der Graf, wie dieser Herr mir sagte, daß er de Vienne hieße, auf eine Weise gelacht, die ihm unverbindlich geschienen hat; ich hielt die Familie, die diesen Namen geführt hat, für erloschen. — Warum aber auch lachen? sagte sein Freund; der Herr scheint mir jedem Namen Ehre machen zu können. — Ich habe Unrecht gehabt, sagte der junge Mann. — Nun, so wollen wir einander

umarmen, sagte Florentin, und anstatt uns zu schlagen, lieber Freunde seyn. — Fräulein von Üserche war ihnen gefolgt, und hatte sich in einiger Entfernung von da versteckt. So wie sie die Umarmung vor sich gehen sah, kehrte sie wieder zu ihrem Wagen, der hinter ihr geblieben war; auf dem Wege, durch welchen sie gehen mußten, ließ sie halten, zeigte sich, und grüßte sie mit der größten Artigkeit, mit dem größten Liebreiz. Florentin erröthete. Wie ist mir denn? sagte sein neuer Freund; ist dies nicht unsre Helene von gestern Abend? Ihr Wagen hat das Üserche Wappen, die Bedienten tragen die Liverei dieses Hauses. — Es ist wirklich auch das Fräulein von Üserche, sagte Florentin. — Nun zweifelte man nicht mehr, daß er nicht de Vienne hieße, oder auf jeden andern, eben so schönen Namen Anspruch zu machen hätte. Man fragte

ihn, warum er nicht präsentirt wäre, warum man ihn nicht in Versailles, oder beim Herzog von Orleans, wo man Herrn de la Touche begegnet war, gesehen hätte? — Ich möchte eben nicht sehr bekannt seyn, antwortete Florentin; und Sie würden mich verbinden, wenn Sie von dem, was vorgegangen ist, weiter nicht sprechen wollten. — Wir könnten auf keine Weise davon sprechen, sagten die Herren, die Ihnen nicht Ehre machte. — Daran zweifle ich nicht, erwiederte Florentin, aber lieber wäre es mir, wenn gar nicht die Rede davon wäre. — In diesem Augenblick kam Fräulein v. Üserche an ihnen vorbei, und indem sie langsam fahren ließ, sagte sie zu ihnen: ich würde für den einen wie für den andern gleiche Sorge getragen haben. — Meine Herren, sagte Florentin, nachdem sie vorüber war, es ist uns nicht erlaubt zu sprechen, da Fräulein

von Üserche dadurch ausgesetzt seyn könnte. — Sie gaben ihm Recht, versprachen zu schweigen, und alle drei gingen nun weiter, und nahmen auf das freundschaftlichste ein Frühstück mit einander ein. Honorine ließ ihre Pferde peitschen, und fand sich bei ihrer Mutter zugegen, als diese aufstand.

Sich tapfer, gefällig, edel zeigen, war eben nichts seltenes bei den jungen Leuten meiner Nation. Schweigen ward ihnen weit schwerer, und dieser Beispiele hatte man weit weniger. Der Graf von *** sowohl, als sein Freund, sagten nicht gerade, was sie geheim zu halten versprochen hatten; aber sie redeten so oft von der schönen Üserche, und das mit einem gewissen geheimnißvollen Wesen, daß sie ein besondres Verlangen sie kennen zu lernen erregten: ja, ein naher Verwandter des Grafen, der sich ihres Alters, und des Vermögens, das sie einst ha-

ben sollte, erinnerte, kam sogar auf den Gedanken, daß sie eine sehr anständige Partie für seinen Sohn seyn würde. Diese Geschichte schien also Florentin Nutzen und Schaden bringen zu müssen: Schaden, indem sie den Augenblick früher herbeiführte, wo ihm ein Nebenbuhler Honorinen streitig machen sollte; Nutzen, weil sie ihm einen Freund verschaffte, der ihm Dienste leisten konnte. Fräulein von Üserche baute darauf die größten Hofnungen. Dies gab auch den Anlaß zu ihrem Wunsche, mich zu sehen, als sie mich zu Anfang der Fasten beredete, zu ihrer Mutter zu kommen. Sie meinte, daß man für Florentin ein Regiment, oder sonst eine militairische Stelle kaufen, und durch den Grafen von * * * die Genehmigung des Handels erlangen könnte. Sie glaubte, wenn sich die Leute, denen Florentin das Leben schuldig wäre, auch nicht bequemen möchten,

die Kosten dazu herzugeben, so würden sie doch das Geld nicht ausschlagen, das sie würde aufnehmen können. Sie kennen mich genug, sagte sie, um für mich gut zu sagen; Sie wissen, welches Vermögen ich jetzt schon mein nennen kann, ob ich gleich meines Alters wegen noch nicht freie Hand darüber habe. Bei meiner Volljährigkeit — nein, bei meiner Verheirathung werde ich zahlen,

Auch Florentin kam zu mir, um von diesem Projekt mit mir zu reden, und ich versprach, bei denen, die seinen Unterhalt bestritten, deswegen anfragen zu lassen. Sie schienen so freigebig und so reich, daß wir zu ihnen die beste Hofnung haben konnten; und außerdem war ich bereit, die Summe, die Fräulein von Üserche geben wollte, unter meinem Namen zu borgen, wenn man sich bequemte, sie anzunehmen, und den verlangten Gebrauch davon zu machen. Allein

Frau

Frau von **, an die ich mich wandte, versicherte mich sogleich, daß man sich in nichts dergleichen einlassen würde. Florentin, sagte sie, könnte einmal auf den Einfall kommen, sich zu verheirathen, und das will man gerade gar nicht. — Von dem Augenblick an war es für mich ausgemacht, daß Herr de la Touche und der unbekannte Fürsorger eine und dieselbe Person wären. Ich suchte Florentin auf, und ich gestehe es, es fehlte wenig, so hätte ich in meinem Unwillen über eine Geheimthuerei und eine Verstellung, die so nahe an Betrug gränzte, ihm sowohl meine Muthmaßungen, als die Plane, die seinetwegen gemacht wurden, und die seinen Wünschen, seinen Hofnungen so entgegengesetzt waren, ohne Rückhalt entdeckt. Indessen besann ich mich noch; aber ich sagte ihm, daß ich von Stunde an die Person, die sich bisher meiner bedient hätte, um die

Erlaubniß bitten würde, sie ihm zu nennen, damit er sich geradezu an sie wenden könnte: sie müßte denn lieber den Herrn de la Touche, dem er täglich theurer zu werden schiene, zum Mittelsmann nehmen wollen. — Und warum ziehen Sie sich von mir und meinen Angelegenheiten zurück? sagte der junge Mensch mit einer Rührung, bei welcher ich selbst nicht kalt blieb. Ich habe Sie immer geliebt, und würde die zärtlichste Anhänglichkeit für Sie gehabt haben, wenn es nicht geschienen hätte, als fürchteten Sie sich, mit dem, was mich angeht, zu thun zu haben. Sie haben mich fast ganz der Leitung eines andern Kindes überlassen, das noch jünger ist als ich; und ohne einen Eifer, der die Vernunft dieses Kindes früher reifte, was hätte wohl aus mir werden können? — Statt aller Antwort kamen mir Thränen in die Augen. Florentin fing von neuem an:

Ist es irgend eine Stimmung des Geistes oder des Gemüths, die Ihnen an mir mißfällt? — Nein, mein Freund, nein: im Gegentheil! — Nun, warum wollen Sie mich also ganz verlassen? — Ich kann nicht für Sie thun, was ich gern möchte; ich kann nichts für Sie thun: ja, lassen Sie mich noch mehr sagen, ich begreife nichts mehr an Ihrem Schicksal. — Gehöre ich Ihnen denn auf keine Weise an? — Auf keine, mein guter junger Freund. — Und Sie kennen meinen Vater nicht? oder errathen ihn nicht? — Ich kenne ihn nicht. Sind Sie hier glücklich? — Ich bin es, wenn ich Horinen sehe. — Und Herrn de la Touche? — Wir kennen uns nicht besser, als den ersten Tag, da wir uns sahen. — Hat er fortgefahren, in Ihrer Gegenwart die Meinungen zu predigen, über welche ich vergangnen Sommer gegen ihn stritt? — Unaufhör-

lich. — Und welche Wirkung hat das bei Ihnen gehabt? — Daß ich für alles in der Welt kaum mehr weiß, woran ich mich zu halten habe. Aber ich denke nicht viel darüber nach. Oper, Komödie, meine Lehrstunden, meine Spaziergänge haben mich von allen den Dingen zerstreut; Honorine, der ich alles wiedersage, die ernsthafter, überlegter, einsamer ist als ich, hat weit stärkere und lebhaftere Eindrücke empfangen. — Arme Honorine! rief ich aus. — Was fürchten Sie für Honorinen? fragte Florentin unruhig. — Alles mögliche, sagte ich, und nichts bestimmtes. Eine schwarze Wolke scheint mir über euerm beiderseitigen Schicksal zu hängen; sie wird mit jedem Tag drohender, und ich zittre ..... Übrigens sind es nicht zwei liebenswürdige Kinder allein, für die ich zittre; nicht Sie, Florentin und Ihre Honorine allein halte ich für bedroht;

meinem ganzen Vaterland steht eine nahe fürchterliche Erschütterung bevor: seit einiger Zeit denke ich darauf, mir den Anblick dieses Unheils zu ersparen. Ich würde um euertwillen bleiben, wenn ich euch vor irgend einer Gefahr hüten, euch irgend ein Glück verschaffen könnte. Aber wie ich Ihnen schon gesagt habe, ich vermag nichts; die Besorgnisse, die ich Ihretwegen habe, vermehren nur meine Traurigkeit, und treiben mich schneller von hinnen..... Wollen Sie mit mir kommen, Florentin? — Und Honorine? antwortete er. — Leben Sie wohl, Florentin! sagte ich mit thränendem Auge. Ich verließ ihn, und sobald ich zu Hause war, schrieb ich an Frau von **. Meine Zurüstungen waren bald gemacht, und ich reiste ab, ohne weder Florentin noch Honorinen irgend ein Mittel anzugeben, wie sie mir schreiben könnten. Bei aller meiner

Liebe für sie, wünschte ich, nichts mehr von ihnen zu hören.

Honorine war, wie sie mir seitdem gesagt hat, über meine Abreise eben so unwillig als bekümmert. Ich sollte, meinte sie, mich ganz ihrem jungen Freunde widmen. Wie konnte ich mein Leben besser anwenden, als indem ich ihm Gefahren, Leiden, Fehler zu ersparen suchte? Mit mir verschwand gleichsam eine gewisse Sicherheit, die ich ihr gab. Wen sollte sie hinführo bei irgend einer außerordentlichen Verlegenheit um Hülfe anrufen? Das Abentheuer vom Ball, und dessen Folgen im Boulogner Holz, zwangen sie auch zu größerer Behutsamkeit. Einmal bekannt, konnte sie wieder erkannt werden. Sie fing an, für sich und ihren Freund zu fürchten, und einige Augenblicke ausgenommen, die er des Abends spät in ihrem Garten mit ihr zubrachte, kamen sie

nicht mehr zusammen, sondern begnügten sich, fleißiger als jemals an einander zu schreiben.

Bald wurden der Frau von Üserche, ihrer Tochter wegen, Heirathsanträge gemacht. Frau von Üserche fand natürlicher Weise nicht, daß es Eile hätte. Aber die Vormünder des Fräuleins konnten anders davon urtheilen, zumal da die vorgeschlagne Partie glänzend und auf alle Weise vortheilhaft war. Die arme Honorine wußte sich nicht mehr zu helfen. Zum Glück gelang es ihr noch, ihrer Mutter wegen einiger Unruhen, die in Paris auszubrechen anfingen, einen großen Schrecken einzujagen, und sie zu bereden, daß sie etwas zeitiger, als gewöhnlich auf das Land ging.

Vor der Abreise schrieb sie diesen Brief an den Grafen von * * *.

» Sollte ich mich wohl geirrt haben, Herr

»Graf, indem ich mir vorstellte, daß ich »Ihnen die glänzenden Anträge zu verdan»ken hätte, die man meiner Mutter und »meinen Vormündern meinetwegen gethan »hat? Man nennt sie glänzend; ich aber »für meinen Theil sehe bloß eine Quelle un»nützer Verfolgungen darin. Sind Sie es »nicht, der mit den Herren von **, oder in »ihrer Gegenwart, vortheilhaft von mir ge»sprochen hat? Sie sind, glaube ich, mit »einander verwandt. Wenn Sie es sind, »so beschwöre ich Sie, mich von den Be»werbungen dieser Herren zu erlösen. Je »näheren Antheil Sie an ihnen nehmen, »je mehr sind Sie ihnen schuldig, sie mei»netwegen eines bessern zu belehren. Als »ich mich Ihnen bei der Rükkehr vom Bou»logner Holz etwas feierlich und geflissent»lich zeigte, war es meine Absicht, Ihnen »damit deutlich zu erkennen zu geben, daß

»die Person, welche Sie mit Herrn de Vienne »auf einem nichts weniger als ansehnlichen »Ball getroffen hatten, sich überall zu ihm »bekennte, schon die seinige wäre, und zeit»lebens seyn würde. Sie können versichern, »daß ich unwiderruflich versprochen bin. Noch »ein sehr einfaches Mittel gäbe es, Ihren »Verwandten allen Zweifel über das, was »sie zu thun haben, zu benehmen: Sie »brauchten ihnen nur alles Böse von mir »zu sagen, was Sie das erstemal, da Sie »mich sahen, denken mochten. Wenden Sie »dieses Mittel an, wenn Sie es Ihrer nicht »zu unwürdig halten, und wenn Sie nicht »denken, daß etwas davon auf meinen jun»gen Freund zurückfallen möchte, den Sie »auch zu dem Ihrigen gemacht haben. Blei»ben Sie der seine, Herr Graf: ich beschwö»re Sie darum. Er bedarf eines Freundes. »Meine Mutter wird auf meine Anregung

»unverzüglich nach ihrem Landgut abreisen. »Mein junger Freund verliert mich, und »bleibt allein. Er kennt die Ursachen nicht, »die mich bewegen, Paris zu verlassen. Ich »hätte ihm damit nur eine vergebliche Un»ruhe gemacht, wenn ich ihn von den Ab»sichten, die man auf mich hat, unterrichtet »hätte. Sagen Sie ihm dieserwegen, was »Sie für rathsam halten; zeigen Sie ihm »meinen Brief, oder thun Sie es nicht, wie »es Ihnen gefällig seyn wird. Sie müssen »ohnfehlbar den Beweis meiner aufrichtigen »und vollkommnen Achtung darin erblicken.«

Sie ließ sich's auch noch angelegen seyn, Jungfer Theresen zu versorgen, indem sie sie mit Kasparn verheirathete. Wir müssen keine Zeugen unsrer jugendlichen Thorheiten bei uns behalten, sagte sie zu Florentin: wir müssen Bedienten annehmen, die wir nicht

zu Unterhändlern und Schelmen gebildet haben.

Wie kam ihr aber das Land so düster und öde vor! Die schönen Tage lebten mit dem Laub und den Blüthen wieder auf, aber ihr machten sie keine Freude mehr. Unruhig und einsam vermißte sie Gott und Florentin. Dieser verließ sie indessen nicht: er schrieb ihr unaufhörlich. »Der Graf von ***,« sagte er ihr, »ist meine einzige Zuflucht.
»Er hat mir Deinen Brief gezeigt, und mit
»Bewunderung von Dir gesprochen. Ich
»habe besondres Zutrauen zu ihm gewon-
»nen; ich habe ihm meine Geschichte erzählt,
»die meines Namens und aller Dunkelhei-
»ten, welche meine Existenz umschweben.
»Er ist geneigt zu glauben, daß ich Leuten
»von noch höherer Geburt, als Herr de la
»Touche, angehöre; dabei findet er, daß ich
»Dir etwas gleiche. Wir sehen uns fast

»alle Tage; denn wenn ich ein paar hin-
»gehen lasse, ohne ihn zu besuchen, kömmt
»er zu mir. Ist es nicht sehr sonderbar,
»daß Herr de la Touche das nicht gern zu
»sehen scheint? Er hat die Fähigkeit oder
»den Willen nicht, mein Freund zu werden,
»und doch scheint es ihm leid zu thun, daß
»ich einen andern habe. Erinnerst Du Dich
»seiner Unruhe, als mich Deine Mutter wie
»einen Bekannten grüßte? — Wie unglück-
»lich ist diese Unruhe nicht für uns ausge-
»schlagen! Ohnedem würde ich vielleicht bei
»Deiner Mutter wie das Kind vom Hause
»geworden seyn. Übrigens hoft der Graf
»nicht, Dir seine Verwandten vom Halse
»schaffen zu können. Versuchen wird er es;
»aber ihr Augenmerk ist auf Dein Vermö-
»gen gerichtet, und das wird er in ihren
»Augen Dir zu Gefallen nicht verringern
»können, noch sie überreden, daß eine Ver-

»bindung, um welche weder Deine Mutter, »noch Deine Vormünder im mindesten wis»sen, wirklich unwiderruflich sei. Du wirst »widerstehen, Honorine, und Deinen Flo»rentin durch Deine Beständigkeit beglücken, »bis die Zeit kömmt, wo Du ihn durch »Deinen Besitz beglückst.«

Man kann sich wohl denken, daß Honorine in ihren Antworten weder saumselig noch lakonisch war »Dein Herr de la »Touche,« schrieb sie ihm, »wird mir mit »jedem Augenblick verhaßter. Komm Du »mir nicht, wie Du manchmal gethan hast, »und stell' mir eine lange Liste der Gefällig»keiten, die er Dir erzeigt, auf. Ich weiß »sie auswendig, und hasse ihn nichts desto»weniger. Trotz ihm werden wir uns sehen, »und wo nicht bei klingendem Spiele, doch »bei hellem Tage; und sollte man darüber »murren, so wird das einen Ausbruch zu-

»wege bringen. Ich werde nächstens in »mein siebzehntes Jahr treten. — — — — — — »Kömmst Du nicht bald? Ich bin zum »Sterben traurig. Die Sorgen des Abbé »de la Tour sind in meinen Geist überge- »gangen. Sollte es denn unser Loos seyn, »immer an irgend ein Mährchen zu glau- »ben? Es fehlt wenig, so werde ich an »Ahndungen und Träume glauben. Ich »weiß wohl, daß es meine Furcht ist, welche »diese Hirngespinste erzeugt; aber meine »Furcht macht mich auch unfähig, sie ihrem »Nichts wieder zurückzugeben. Ich höre, »ich sehe noch, nachdem ich mir hundertmal »gesagt habe, daß nichts da ist, was ich »sehen oder hören könnte. O des traurigen »Schlosses! Es dünkt mir voll von etwas »unheimlichem. — Ob denn wohl sonst die »Winde hier so pfiffen, so heulten, wie sie »jetzt thun?«

»Ich lasse das Gartenhäuschen neu ein»richten: das giebt eine Beschäftigung für »meinen unruhigen, herumschwärmenden »Müßiggang. Auf den beiden Seiten des »Eingangs, um die kleine Esplanade her»um, lasse ich das Gebüsche, den wilden »Rosenstrauch, die Strohpalme, den Dorn »und einige kleine Eichstämme, die von den »Eicheln aufgeschossen sind, die ich vor mehr »als zwölf Jahren in die Erde steckte. Der »Seite gegenüber, wo man hereinkömmt, »habe ich da Nischen angebracht; auf jener »Seite habe ich den Steg breiter gemacht, »und Veilchen und Maiblumen gepflanzt. »Das heißt ordentlich Blumen vor Deinen »Schritten säen. In den Nischen gegenüber »habe ich Bänke gestellt; die einen erblickt »man vom Steg und aus dem Gartenhause, »andre sind versteckt: die müssen aber eher »Sitze genennt werden, als Bänke. Eine

»einzige Person wird sich darauf setzen kön-
»nen. Nun höre aber, was für eine große
»Veränderung ich gemacht habe. Die an-
»dern hätten Dir entgehen können, diese
»wird Dir auffallen. Es giebt Augenblicke,
»wo sie mir leid thut. Du weißt doch die
»Hecke, die den Anblick des Stroms ver-
»barg, und ein verzweifelndes Mädchen
»verhindern konnte, dem Beispiel der Sap-
»pho zu folgen. Ich habe sie ausreißen las-
»sen. Der blühende Dorn, die weiße, die
»röthliche Weyde; nichts hat mein Herz rüh-
»ren können. Von einem Vogelnest, das
»man wegräumen mußte, habe ich die Au-
»gen abgewandt. Die Hecke ist nicht mehr.
»Der Abgrund steht offen da; man sieht
»nun den Strom, den man sonst nur hörte.
»Soll ich ein leichtes Geländer zwischen dem
»Abgrund und mir setzen? Aber ja nur ein
»leichtes! Fest darf es nicht seyn, es muß

»einge-

»eingebrochen und übersprungen werden kön-
»nen. Wenn das Leben abscheulich gewor-
»den wäre, was gäbe es für ein größeres
»Glück, als einen leichten und schnellen
»Tod?«

Bald darauf kündigte ihr Florentin seine nahe Abreise von Paris an.

»Bald sind wir wieder beisammen!« sagte er. »Diesen Morgen, wie ich Anstalten
»zur Reise machen sah, ging ich zu Herrn
»de la Touche, und fragte ihn, ob es seine
»Meinung wäre, daß ich mit ihm auf das
»Land ginge. Haben Sie daran gezwei-
»felt? antwortete er mit einiger Verlegen-
»heit. — Sie hatten mir nichts deswegen
»gesagt. — Lieber Chevalier, Sie haben
»kein Zutrauen, und so liebenswürdig Sie
»auch sind, so haben Sie doch nichts, was
»Zutrauen erweckt. — Ich war, glaube
»ich, im Begrif, ihm zu antworten, daß er

»weit mehr als ich diesen Vorwurf verdien-
»te; ich hatte wenigstens im Sinn, ihm
»diese unwidersprechliche Wahrheit zu sagen,
»als man jemanden anmeldete. — Rathe
»einmal wen? — Den Vater Deines Freiers!
»Sie haben sich auf die Stirne geküßt, und
»eine Menge solcher alberner Possen, die
»vertraute Freundschaft anzeigen sollen, ge-
»trieben, aber mit sehr verschiednem Aus-
»druck. Wie der eine ist, weißt Du ohnge-
»fähr. Der andre sieht wie eine ganz gute
»Haut aus, und hat eher eine geschwätzige
»Art. Ich habe erfahren, sagte er, daß
»Sie nächstens nach der Provinz abreisen;
»und da ich weiß, daß Ihr Gut nicht weit
»von dem Gut der Frau von Üserche liegt,
»so wollte ich Sie bitten, sich mit einem
»Faszikel Papiere zu beschweren, die ich nicht
»durch die Post schicken kann, und die ich
»nur einem Mann, wie Sie, gern anver-

» trauen möchte. — Ich gehe nicht zu die»
» ser Frau, sagte Herr de la Touche. Allein
» der Prinz von ** sprach immer fort, ohne
» nur zu bemerken, daß man ihm antworte»
» te; was denn diese Unterredung zu einem
» wahren Duett machte, wo man unaufhör»
» lich zusammen sprach. Der Prinz. Sie
» werden mir einen großen Gefallen erzeigen,
» wenn Sie dies zu eignen Händen . . . . .
» Der Marquis. Das kann ich Ihnen
» gerade gar nicht versprechen. Der Prinz.
» Es sind Familienpapiere . . . . Der Mar»
» quis. Ich habe mit den Leuten nicht den
» mindesten Verkehr. Der Prinz. Da steht
» alles klar und deutlich, mit allen Bewei»
» sen: Alterthum, hohe Würden, Allianzen.
» Von allen Urkunden wird man entweder
» die Originale, oder authentische Kopien fin»
» den . . . . . Haben Sie also die Güte, das
» Paket in Ihren Pult zu legen. — Ich

»nehme es nicht über mich, mein Herr, sag»te der Marquis. — Mein Herr, sagte ich »endlich, weil ich die Quidproquos satt war, »ich nehme es über mich, und verspreche Ih»nen auf meine Ehre, die Papiere der Frau »oder dem Fräulein von Üserche eigenhändig »zu übergeben.«

»Ich nahm sogleich das Paket, und ging »weg, während daß die Herren beide, wie »mir schien, sehr verwundert zurückblieben; »der eine über das, was ich that, der an»dre über sein eignes Vertrauen, das er in »einen Unbekannten setzte. Wir reisen näch»ster Tage, und ich schmeichle mir, die »Schatten, die Dich schrecken, die Gespen»ster, die Dich umlagern, zu verjagen. »Warum stellst Du nur den fürchterlichen »Abgrund so bloß hin? Aber ich werde es »hoffentlich dahin bringen, daß Du Deine

»Augen von dem Abgrund wegkehrst, und »sie lieber auf Deinen Florentin heftest.«

N. S. »Der Marquis hat mich rufen »lassen: Gedenken Sie wirklich diese Pa»piere eigenhändig zu übergeben? — Ja, »mein Herr, da ich es versprochen habe. — »Er schien mir verlegen: Meinen Sie nicht, »daß es wegen einer Heirath ist? — Das »kann wohl seyn. — Der junge Mann ist »eine sehr große Partie. Die Mutter würde »sehr wohl thun, ihm ihre Tochter zu ge»ben. — Genannt hat er euch nicht. Was »heißt denn dieser Abscheu? was treibt ihn »denn an, sich darum zu bekümmern? wo»her diese Unruhe? Ich werde nicht klug »daraus. Übrigens werde ich mit meinen »Papieren gerade auf's Schloß gehen, und »Dir sie getreulich einhändigen. Du wirst »sie aber nicht eher zeigen, als es Dir be»lieben wird, oder Du schickst sie zurück.

»Finde ich Dich nicht auf dem Schlosse, so »suche ich Dich im Gartenhause.«

Beim Gartenhause fand er auch wirklich das Fräulein von Üserche. Sie stand, ihre Augen waren auf den Strom geheftet, sie hatte sich einem so tiefen Nachdenken überlassen, daß sie ihn nicht gleich bemerkte. Honorine! Honorine! rief er ganz leise, um sie nicht zu erschrecken. Sie that einen Schrei, und es vergingen einige Augenblicke, bevor sie wieder zu sich kam. Ach, Florentin! mein theurer Florentin! sagte sie, und warf ihre Arme um seinen Hals. Ach, so bist Du es doch! Ich verzweifelte, Dich je wieder zu sehen! — Und ein Strom von Thränen entfloß ihren Augen. Es war das erstemal, daß er Honorinen weinen sah. Was hast Du denn? was betrübt Dich? rief er erschrocken. — Nichts, sagte sie, was ich erklären könnte! Bis ich aber alles Glück,

alle Hoffnung des Glücks verliere, habe ich nun schon meinen eignen Geist, meinen Muth verloren; ich zittre unaufhörlich, ich fürchte jedermann. Besonders aber fürchte, hasse ich Deinen Marquis. Dieser so verschloßne Mensch weiß oder schmiedet etwas gegen uns. Hat er mir nicht schon einen Begriff geraubt, der mir süß und tröstend war? Ich vermisse meinen Gott, Florentin; mit ihm war ich nicht so allein, als ich jetzt bin. Ich habe keinen andern Gott mehr, als Dich; und wenn Du mir fehlst, fehlt mir alles. Du stehst weniger vereinzelt, und Du freilich, Du könntest ohne einen Gott fertig werden. Du hast einige Freundschaft für den Grafen, Du hattest welche für den Abbé de la Tour; ich hatte nie für jemanden Freundschaft. Ein Gefühl der Dankbarkeit spricht in Dir für den Marquis; ich fühle nichts für meine Mutter. Verzeih mir, gu-

ter Florentin, einen so traurigen Empfang. Laß mich für diesen Augenblick, und komm morgen Abend in der Dämmerung wieder hieher. Ich werde weniger übel gestimmt seyn.

Sie sahen sich den andern Tag wieder, wie sie sich's versprochen hatten. Honorinens Schwermuth, durch die Freude, Florentin zu sehen, gemildert, war sanfter, und Florentin stimmte besser in diese Schwermuth, deren er etwas gewohnter wurde. Sie betrübten sich, trösteten sich, hofften mit einander, und es war nahe daran, daß die gemeinschaftliche Rührung einen Wunsch erhört hätte, den der ungeduldige Florentin vor Zeiten nicht einmal auszudrücken gewagt haben würde. Doch stieß man ihn noch zurück. Warum? fragte er sanft. — Aus Furcht, Dir alsdann nicht mehr zu gefallen. Sagte ich Dir nicht, Du wärest fortan mein Gott,

wie meine Welt? Wohin könnte ich mich flüchten, wohin meine Klagen richten, wenn Du mich verließest? Vernichtung allein bleibt mir übrig; es ist meine Hülfe, es würde meine Zuflucht seyn. — Und indem sie dies sagte, deutete sie auf den tiefen Strom. Sie gingen von einander, indem sie Abrede trafen, um sich wieder zu sehen.

Wie der Marquis auf seinem Schlosse ankam, hatte er einen Brief des Prinzen von * * gefunden.

»Man hat gegen mich behaupten wollen, »sagte dieser, daß ein junger Mensch, den »Sie bei sich haben, und den man Chevalier de Vienne nennt, das Fräulein von »Üserche liebe, und von ihr geliebt sei, daß »sie sogar gegenseitig an einander gebunden »seien, und daß meine Versuche ganz vergeblich bleiben würden. Ich denke, lieber »Marquis, Sie müßten etwas davon wis-

»sen, und ich ersuche Sie dringend, Ihren »ergebnen Diener zu benachrichtigen.«

Mit umlaufender Post ging am nämlichen Abend diese Antwort ab.

»In der That, mein Bester, ich müßte »etwas davon wissen: nichts auf der Welt »kann grundloser seyn. Der junge Mensch »wußte, daß von einer Heurath die Rede »wäre, und daß Ihre Papiere sich darauf »bezögen; demohngeachtet hat er nicht al»lein übernommen, sie zu bestellen, sondern »er ist gleich damit spornstreichs zur Frau »von Üserche gelaufen, und eine halbe Stun»de darauf ist er ganz ruhig von dieser Ex»pedition zurück gekommen, die einen Ver»liebten untröstlich gemacht haben würde. »Sein Beruf ist gar nicht die Ehe, und »überdem hat er zu gute Rathgeber, um »sich je als Nebenbuhler Ihres Herrn Soh»nes zu zeigen.«

Am folgenden Posttag ging ein anonymer Brief an den Grafen von * * * ab. Herr de la Touche hatte einen alten Sekretair kommen lassen, der zwei Stunden vom Schloß wohnte, und in seine zitternde Hand war dieser Brief diktirt worden, der folgendermaßen lautete:

»Herr Graf! Sie sind ein Freund des »jungen Chevalier de Vienne. Wollten Sie »ihm als solcher wohl den Rath geben, daß »er seinen Sinn auf kein andres Unterkom»men richte, als was er in dem geistlichen »Stand, oder im Maltheser-Orden finden »möchte? Gegen das erste Projekt könnte »man den Ruin einwenden, mit welchem »die französische Geistlichkeit bedroht ist; »aber in Italien, in Spanien verhält es »sich anders, und seine Gönner haben in »jenen Ländern Verbindungen. Etwas Dun»kelheit, die über seine Geburt schwebt,

»könnte vielleicht in Maltha Schwierigkei-»ten machen; aber es wird nicht unmöglich »seyn, Aufschlüsse zu erlangen, oder beson-»dre Protektionen zu finden. Wenn der »Chevalier keinen von diesen beiden Planen »genehmigt, so läuft er Gefahr, ganz ver-»lassen zu werden.«

Der Graf schickte diesen Brief sogleich der Fräulein von Üserche, und gab ihr dabei Nachricht, was der Prinz von ** Herrn de la Touche geschrieben, und was dieser geantwortet hätte.

Der alte Sekretair, den Herr de la Touche gezwungen gewesen war, gewissermaßen zu seinem Vertrauten zu machen, war ein gescheuter Mann. Er wagte einige Fragen; Herr de la Touche sagte ihm, daß man die Dummheit hätte zu glauben, der junge Mensch, von dem die Rede wäre, werde von der Fräulein von Üserche geliebt, und

habe solche Verständnisse mit ihr, daß sogar die ernsthaftesten Versprechungen zwischen ihnen gewechselt seien. — Die Dummheit? wiederholte der alte Sekretair; ich gehöre selbst zu den Dummköpfen, die das glauben, und ehe Sie jetzt die Güte hatten mit mir zu sprechen, war es mir schon, als ob der junge Mann verliebt seyn müßte: bei einer Gestalt wie die seinige ist dann verliebt und geliebt gleichlautend. — Pah, sagte der Marquis, ein Knabe, mit dem ich in meinem Leben von nichts, als von Jagd und Pferden, nie von Liebe sprach, dem ich lauter historische, physikalische, kriegswissenschaftliche, philosophische Bücher, nie einen einzigen Roman gab .... — Ist er denn stets an Ihrer Seite, in Ihrer Tasche? — Nein, aber .... — Ei, so glauben Sie doch, daß man nicht die ganze Zeit, da man nicht unter Ihren Augen ist, gerade

bloß schläft, und daß auch da, wo Sie nicht sind, zuweilen etwas vorgeht. Wie mancher, der sich jetzt am Hofe selbst rüstet, eine Revolution anzuzetteln, macht nicht eben Ludwig den Sechszehnten darüber zum Vertrauten! Wollen Sie, Herr Marquis, daß ich einen oder zwei Tage lang unserm jungen Menschen nachspüre, oder nachspüren lasse? — Ja ja, sagte der Marquis; wenn Sie das zu Ihrer Überzeugung brauchen: warum nicht? Aber Sie werden mich nie nennen, als wäre ich in Ihren Verdacht eingegangen. — Der alte Sekretair versprach es, und ließ sich wiederum versprechen, daß dem jungen Mann, was man auch entdecken möchte, auf keine Weise weh gethan werden sollte. Das heißt eben keine schwere Verpflichtung eingehen, sagte der Marquis; denn die ganze Voraussetzung ist eine abgeschmackte Chimäre. Den Tag nach dieser

Unterredung verließ der junge Mensch Herrn de la Touche nur, um mit dem alten Sekretair eine Partie Triktrak zu spielen; darauf ging er mit ihm spazieren, und entfernte sich keine Minute lang. Herr de la Touche, der bei alledem den ganzen Tag etwas unruhig gewesen war, ging getrost zu Bette, und wie er auch den jungen Mann sich auf sein Zimmer begeben sah, warf er einen triumphirenden Blick auf den argwöhnischen Alten.

Man fing damals an, für die Schlösser des französischen Adels, dessen feudalische Ansprüche leichter zerstört als zurückgekauft waren, besorgt zu seyn. Demnach eröfnete Herr de la Touche einige Schränke und alte Pulte, und nahm die wichtigsten Papiere heraus, um sie an Örter zu verbergen, wo er nicht glaubte, daß man sich einfallen lassen würde, danach zu suchen; zugleich ließ

er noch genug andre Papiere liegen, um die Leute auf den Gedanken zu bringen, daß keine gerettet worden wären. Unter jenen Papieren waren etliche Dosen, Etuis, Geldbeutel, von alten Zeiten her, die er dem Sekretair einhändigte, und ein fast noch ganz neues Portefeuille, das er Florentin gab. Er suchte den Schlüssel dazu, fand ihn, versuchte ihn, und ließ sodann das Portefeuille offen in den Händen des jungen Menschen zurück, um in den Vorkehrungen zur Sicherheit seines Archivs fortzufahren. Ich will zusehen fischen, sagte Florentin, und er ging wirklich weg, und trat zu einigen Fischern, die unten in den nämlichen Strom, von welchem schon die Rede war, ihre Netze warfen. Er stieg alsdann den Abhang schnell herauf, und stand bei Honorinen, die auf ihn wartete. Ich habe meine Kühnheit und meinen ganzen Geist wieder-

gefun-

gefunden, sagte sie ihm, sobald sie ihn erblickte; man treibt uns auf's Äußerste, und wir haben nichts mehr zu schonen. Da, lies diese Briefe. — Florentin erblaßte und zitterte vor Zorn. — Mich freut das unendlich, sagte Honorine; man zwingt uns, einen Entschluß zu fassen. Soll es nun Flucht seyn, oder eine öffentliche Kundmachung Deiner Rechte auf mich, die ich noch, wenn Du willst, vermehren, oder wenigstens sagen werde, daß Du sie alle hast? Du sollst es überlegen, Florentin; ich will das auch thun, für jetzt aber laß uns nicht beisammen bleiben. Ich habe jemanden erblickt, der vielleicht auf den Augenblick lauschte, wo wir hier seyn würden; man hat sich aus dem Staub gemacht; vielleicht will man wiederkommen, um uns zu behorchen oder zu überraschen. Komm morgen früh um neun Uhr wieder, und nimm Pistolen mit.

Morgen! wiederholte sie. Um neun Uhr, sagte Florentin.

Von zwei Menschen, die sich bei den Zugängen des Gartenhauses postirt hatten, war der entferneste zum Sekretair gelaufen, und hatte ihm hinterbracht, daß Honorine hereinträte; der andre hatte sich näher herbeigeschlichen, und er hatte deutlich gehört: Morgen, um neun Uhr.

Schon vor neun Uhr ward Florentin von Honorinen erwartet. Florentin kam, aber mit langsamen Schritten, mit einem Gesicht, auf welchem Bestürzung und Schmerz gemahlt waren.

Was hast Du, lieber Florentin? sagte Honorine: bist Du krank? — Nein .... ich weiß nicht. — Welche Stimmung bringst Du mit, Florentin, wenn es einen muthigen, kühnen Entschluß gilt? — O meine Honorine, wie wenig läßt Du Dir träumen,

welcher Art von Muth wir bedürfen werden! — Was giebt es denn? Du erschreckst mich ..... Was erfuhrst Du? was hast Du mir zu sagen? — Mein Vater .... — Wer? — Ist auch der Deinige; Deine Mutter ist die meine. Wir sind beide die Kinder des Marquis und Deiner Mutter. — Nachdem er diese Worte mit schwacher, zaudernder Stimme ausgesprochen hatte, senkte Florentin, sitzend, seinen Kopf, und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. Honorine blieb einige Augenblicke ohne zu sprechen. Woher weißt Du es? sagte sie endlich mit ziemlicher Fassung. — Du siehst dies Portefeuille, erwiederte Florentin; war es Nachlässigkeit, und hatte man dessen Inhalt vergessen, oder war es Absicht, mich zu unterrichten: es ist mir offen, wie Du es hier siehst, eingehändigt worden. Da, lies diese vor Alters geschriebenen, allzudeutlichen Brie-

se. — Nein, sprach Honorine, ich glaube Dir; ich kann mich nicht einmal darüber verwundern. Es mußte so seyn, und ich hätte es muthmaßen sollen. Ich glaube fast, der Abbé hatte es gemuthmaßt. Woher hätten wir eine solche Übereinstimmung, eine so vollkommne Sympathie genommen? Warum hätten wir die nämlichen Gesänge, Farben, Gerüche vorgezogen, wären wir nicht von den nämlichen Eltern gebohren? Deine Schwester mußte ich seyn, um Dich zu lieben, wie ich Dich liebe. — Florentin reichte Honorinen eine seiner Hände hin, ohne sie aber anzusehen. — Wenn ich thätiger war wie Du, hob sie wieder an, so war es nur, weil ich mehr vermochte. — Ich vermochte nichts, sagte Florentin; auch ich hätte alles für Dich gethan! Und Thränen flossen aus seinen Augen. — Nicht weinen! sagte Honorine, indem sie die Hand küßte, die sie in den ih-

rigen hielt: fliehen mußt Du, und das unverzüglich, den verhaßten Menschen, und das verächtliche Weib, von denen Du ein so trauriges Daseyn empfingst. Das meinige ist unabhängig von ihnen: was verschlägt es mir, daß sie mir das Leben gaben? Ich achte sie zu wenig, um mir vorzustellen, daß ich ihnen angehörte. Laß uns unverzüglich aus ihren Augen fliehen. Sie, die um ihrer Lüste willen nichts heilig hielten, würden jetzt vielleicht tausend Vorurtheile heilig halten, um unsre Glückseligkeit damit zu bekämpfen. Wir müssen sie fliehen, ehe sie unsre Verbindung argwöhnen, ehe sie wissen, daß wir ihre Verbrechen erfahren haben. — Wie, Honorine? Trotzen wolltest Du .... — Allem: dem Elend, dem Tode, der Schmach. — Aber was Du ein Vorurtheil nennst ... — War nicht einmal immer, nicht einmal überall angenommen. Glaubt

man an Adam? Nun, die Kinder Adams haben sich unter einander verheirathet. Der tugendhafte Abel, der, wie man sagt, Gott so wohlgefiel, hatte er nicht seine Schwester zur Frau? Und die ägyptischen Könige? Und jene ganze Nation, deren Namen ich vergessen habe? Hat es einigen Menschen beliebt, Verbrechen zu betiteln, was andern gut und recht geschienen hatte: was geht das mich an? — Liebste Honorine! sagte Florentin, und drückte zärtlich die Hand seiner Schwester. — Sie umarmte ihn: Ich kann auch, wenn Du willst, bloß Deine Schwester seyn. Ich kann alles für Dich thun, ich kann sogar alberne Bedenklichkeiten ehren; aber einer ewigen Trennung von Dir will ich mich nicht aussetzen. Wir müssen weg, und das heute, in dieser nämlichen Stunde. Ich habe Juwelen und Geld mitgebracht; unter meinem Kleide trage ich ei-

nen Mannsanzug. Es ist schon lange her, daß ich eine Katastrophe wie diese wünsche, daß ich mich täglich darauf rüste. — Aber, Honorine, jener Mann, den Du hassest, ist ja doch mein Vater: soll ich es zu verschulden haben, wenn ihn der Kummer tödtet? — Der Kummer wird ihn nicht tödten; und wenn auch: was wäre es dann weiter? Ich habe die Lehren, die er Dir gab, zu gut begriffen, als daß auch nur ein Schatten von Gewissensbissen mich stören könnte. Er hat mir jeden Begriff eines Gottes und eines künftigen Daseyns geraubt; that er Böses daran, so büße er dafür. Aber ich wiederhole es, er wird nicht sterben; er wird mich konsequenter in seinen Grundsätzen finden, als er es vorausgesehen hätte, und das wird alles seyn. — Ich bin weniger konsequent, als Du, liebe Honorine; sei es Schwäche oder Tugend, ich fühle weniger Entschlossen-

heit; ich bedaure diesen Mann ..... meinen Vater! Er wird zu sich selbst sagen: es ist meine Schuld! und sein Schmerz wird um so drückender seyn. — Ich begreife diese Schwäche, sagte Honorine; aber wirst Du mehr Stärke haben, um mein Unglück, meines und Deines, unsre Trennung, zu ertragen? — Was sagst Du, Honorine? Nein, nein! Ich halte den Gedanken eben so wenig aus. — Und wählen mußt Du doch! sagte Honorine mit festem, gesetztem Ton. Aber ich sehe es, Du hast den Muth nicht zu wählen; und sie ist ja auch so schwer, diese Wahl, zwischen einem Vater, der sich lange um Dich nicht bekümmerte, der Dich nie anerkannt hat, und einem Mädchen, das Dich anbetet! ..... Nun, fuhr sie fort, indem sie sich mit gleichgültiger und ruhiger Miene anschickte, aus dem Gartenhause zu gehen; so muß ich Dir die Mühe

eines längeren Kampfes ersparen! — Langsam und überlegt hatte sie einige Schritte gethan, als sie einen plötzlichen Anlauf gegen den Abgrund nahm. Halt ein! halt ein! rief Florentin; ich verspreche alles, ich werde alles thun. — Honorine, die von der ersten Heftigkeit ihrer Bewegung nachgelassen hatte, fühlt sich zurückgehalten, und wendet sich um. Ihre Augen heften sich auf einen Gegenstand, der sie in Erstaunen zu setzen scheint. Ihres Bruders Blicke folgen den ihrigen. Was sehen sie beide? — Ihren Vater in Ohnmacht. Er hatte sich hinter dem Gebüsche, dessen Honorine erwähnte, versteckt gehalten, und kein Wort von der fürchterlichen Unterredung seiner Kinder war ihm entgangen. Schon halb vernichtet vor Schmerz und Schaam, hatte er die sich in den Tod stürzende Tochter aufhalten wollen, und mit dem ersten Schritte, den er

versucht hatte, war er ohne Bewegung und Bewußtseyn hingesunken. Florentin hob ihn auf, und leistete ihm Hülfe; allein Honorine, dem Abscheu, den er ihr eingeflößt hatte, getreu, setzte sich ihnen gegenüber, und blickte sie an, ohne ein Wort zu sprechen, ohne mit einer einzigen Gebehrde Mitleiden oder Theilnahme zu bezeugen.

Was denken Sie nunmehr zu thun? sagte sie hierauf zu Florentin; Sie werden den Herrn nicht verlassen wollen; ich liege Ihnen auch nicht mehr deshalb an; indessen werde ich, wenn Sie mich hier allein lassen, Anstalten treffen, damit Sie mich nie wiedersehen. Nicht etwa, daß ich es mein Erstes seyn ließe, mir den Tod zu geben; vorher will ich Ihre Geburt bekannt machen; sie hat einen Glanz, der in den Augen vieler Menschen auslöschen wird, was sie Schmähliches hat; das Mißliche des Zwei-

fels wird wenigstens wegfallen, und Ihre Eltern werden sich genöthigt finden, Ihnen ein Vermögen zuzusichern, das dem Unglück, für welches Sie geboren wurden, gewissermaßen die Wage halte. — Da weder der Marquis noch sein Sohn antworteten, hob Honorine wieder an: Kommen Sie denn beide auf das Schloß; wir werden der Frau von Üserche sagen, daß alles am Tag ist. Kommen Sie. — Und indem sie ihnen vor sich her den Weg zeigte, drückte sie Florentin die Hand, und sagte zu ihm: Wenigstens werde ich Dich sehen! — Sie war jetzt etwas besänftigt, und durch den Ton ihrer eignen Worte sowohl, als durch den Blick voll Zärtlichkeit und Schmerz, den Florentin auf sie waaf, gerührt, fing sie an zu weinen, und folgte ihnen weinend in einiger Entfernung nach.

Ich werde nicht beschreiben, was auf

dem Schlosse bei ihrer Ankunft vorging. Diese Stelle der Geschichte mahlte mir Honorine nie aus, weil die Züge da eben so lächerlich wurden, als sie finster waren. Als es Abend geworden war, und der Marquis aufbrechen wollte, sagte Honorine zu Florentin: Bleib hier! bleib bei Deiner Schwester, daß sie Dich bediene, Dich pflege, Dich sehe; gieb ihr irgend ein Mittel an, daß sie sich an ihr Schicksal gewöhne! Laß mich einige Süßigkeit in unsern neuen Verhältnissen finden. — Ach, sagte der Marquis, erlauben Sie, daß er diesen Abend wenigstens mich nicht allein wieder nach Hause gehen lasse! Wenn Sie wüßten, was ich empfinde .... — Und ich, mein Herr, sagte Honorine höhnisch, glauben Sie denn, ich fühlte nichts? — Ich komme morgen früh wieder, sagte der junge Mann. Bei allem, was da vorging, verhielt sich Frau von

Üserche wie eine gleichgültige Fremde. Die Diskretion hatte den Abbé Theodor entfernt; gegen Abend rief man ihn zurück, und um die gewohnte Stunde nahm man die Karten oder Würfel wieder zur Hand.

Florentin kam wirklich den andern Morgen sehr zeitig auf das Schloß. Er sah finstrer und zerstörter aus, als den vorigen Tag. Der Marquis, der ihn heute noch nicht gesehen hatte, folgte ihm fast auf den Fuß nach. Er war ganz entstellt. Ich kann nicht allein bleiben! sagte er zu Florentin, und indem er ihn zum erstenmal in seinem Leben umarmte, konnte er seine Thränen nicht zurückhalten. Sie blieben bis zum Abend, und kamen den andern Tag und die folgenden Tage wieder. Den süßen Trost, den sich Honorine von dem bloßen Vergnügen, ihren Bruder zu sehen, versprach, fand sie in manchem Augenblick wirklich. Sie

hatten nie zusammen gespeist, nie ganze Tage mit einander verlebt; und dieser Genuß war so köstlich als ungewohnt. An seiner Seite sitzend, ihm zu trinken einschenkend oder Früchte reichend, den ganzen Tag durch tausend Gefälligkeiten, tausend zärtliche Dienstleistungen von ihm empfangend, weinte, lächelte, seufzte sie wechselsweise.

Florentin war niedergeschlagner als sie. Vergebens suchte er im Studieren Kräfte und Zerstreuung; vergebens lief er auf die Jagd, mattete seine Pferde und sich selbst ab: er fand weder Freude in diesem Umhertreiben, noch Ruhe in seiner Müdigkeit. Nur wenn er bei seiner Schwester war, dünkte ihm sein Daseyn erträglich. Bisweilen streckte er eine zitternde Hand nach ihr aus, und wollte sie alsbald zurückziehen. Alberner Mensch! sagte Honorine; laß mir

sie! Ich will sie mit meinen Thränen benetzen. —

Die Lage des Marquis war vielleicht noch schmerzlicher. Sein Sohn ließ sich vergebens angelegen seyn, einen Kummer zu zerstreuen, den sein eigner Schmerz unaufhörlich nährte. Honorine beobachtete gegen ihn ein ernstes Stillschweigen, das sie nur zuweilen durch Fragen unterbrach, welche durch die Gegenstände, die sie in Anregung brachten, peinlich genug waren. Einmal fragte sie ihn, ob er absichtlich das Portefeuille gegeben hätte? — Er versicherte das Gegentheil. — Warum, sagte sie ein andermal, suchten Sie das für die Kinder so günstige Gesetz, vermöge dessen sie dafür angenommen werden sollen, als gehörten sie dem Gemahl ihrer Mutter an, warum suchten Sie es Florentin nicht zu gute kommen zu lassen? — Es war weltkundig, erwiederte

der Marquis, daß die Heirath nicht vollzogen worden war. — Hätte man diese Heirath nicht für null erklären können? — Vielleicht. — Warum versuchten Sie das nicht? — Ich hätte, auch wenn ich es gewollt hätte, Ihre Mutter nicht heirathen, noch einem, während daß eine andre Ehe galt, empfangnen Kinde einen Stand geben können. — Den Tag darauf fiel ihr diese Unterredung wieder bei, und sie knüpfte sie von neuem an, als hätte sie in der Zwischenzeit an nichts andres gedacht. Warum, sagte sie, machten Sie es mit mir nicht wie mit Florentin? Sie hätten uns wenigstens zusammen, und als Bruder und Schwester erziehen lassen sollen. — Das würde etwas schwer gehalten haben, und man ließ Ihnen lieber jenes Gesetz, das Sie gestern anführten, zu gute kommen. Überdem muß ich Ihnen gestehen, daß ich Zweifel hatte. Ihre Mutter schien

damals mit dem Düc von ** in sehr gutem Vernehmen zu stehen. — Wie? ich könnte auch wohl Ihre Tochter nicht seyn? rief Honorine mit einem Ausbruch von Freude. — Sie sind es, erwiederte der Marquis gedemüthigt. Alle meine Zweifel sind gehoben worden. — O, ich bin nur zu gut weggekommen! sagte Honorine bitter; man hat mich einem verständigen, verdienstvollen Manne zur Tochter gegeben, der, wie ich wohl glaube, sich nicht für meinen Vater hielt, und mich doch väterlich geliebt hat. Ganz anders ist es dem armen Florentin ergangen ..... Übrigens, mein Herr, müssen Sie in meinen Reden nichts weiter erblicken, als eine, bei Gegenständen, die meine Seele einzig erfüllen, sehr natürliche Neugierde. Ich denke nicht daran, Ihnen den mindesten Vorwurf zu machen. Welchen Vorwurf verdienten Sie denn auch? Wer an keine ein-

zige Tugend glaubte, konnte ja doch keine in Ehren halten. Wenn es keine Pflicht giebt, läßt sich keine Pflicht verletzen. Nur müßten andern die nämlichen Folgerungen zugestanden werden, die Sie selbst aus Ihren Grundsätzen gezogen haben. — O, daß es nie die meinigen gewesen wären! — Warum das, wenn sie wahr sind? — Hätte ich nur wenigstens nie davon gesprochen! — Und warum auch das, möchte ich wieder fragen? Mir gefällt in diesem Stücke die unvorsichtige Aufrichtigkeit der guten Köpfe. Zum Glück für den Pöbel lehren sie ihn, sich eben so wenig wie sie an die Vorurtheile, die sie abgeschüttelt haben, zu kehren. Männer, die man durchgängig bewundert, haben es gemacht wie Sie. Voltaire, der große Friedrich und viele andre hatten hierin für die übrigen Menschen kein Geheimniß. Vielleicht dachten sie, daß sie im Grabe lie-

gen würden, bevor man ihre Lehre recht beim Worte genommen hätte: und was kümmerten sie die nach ihnen leben sollten? — Sie schwieg dann; bald ging sie aus dieser Stille heraus, wie aus einem tiefen Schlummer, und sagte: Ich hörte zuweilen von der Ehre reden, aber es dünkte mir, als verstünde man darunter weniger den Besitz, als die Anerkennung oder die Voraussetzung gewisser Tugenden. Auch diese Ehre ist ein Hirngespinst, und wird sich verlieren, wie das Hirngespinst der Tugend ..... Man fängt an, ziemlich ungestraft zu morden; ich weiß nicht, ob das Traurigkeit oder Vernunft bei mir ist, aber ich empfinde darüber nicht das mindeste Leidwesen. Das Recht des Stärkeren, das einzige begründete und zu verfechtende Recht, wird eingeführt. Strafen hören nothwendig auf, einen Zügel auszumachen, sobald die Menschen, die sie hand-

habten, schwächer sind, als die, gegen welche sie gehandhabt werden, und da die Hölle niemanden mehr schreckt, so thut ein jeder, was er zu thun Lust und Kräfte hat.

Honorine sprach selten sehr zusammenhängend von diesen Dingen; aber bei verschiednen Gelegenheiten sagte sie alles, was ich hier angeführt habe, und manches andre von ähnlichem Inhalt. Diese Art, die Gegenstände anzusehen und zu beurtheilen, ist unverändert die nämliche bei ihr geblieben. Die reine Liebe des gemeinen Besten, sagt sie, ist eben so selten, und lernt sich eben so wenig, als jede andre reine Liebe. Wie man sich auch quälen möge, man wird nie etwas von den Menschen erlangen, als sofern man ihnen Vergnügen und Geld verspricht; man wird sie nie bewegen, etwas zu unterlassen, als sofern man sie mit der Hölle oder dem Galgen bedroht.

Zuweilen wenn der Marquis sie mit der größten Sanftmuth angehört, ihr mit der größten Geduld geantwortet hatte, empfand sie eine Art von Mitleiden gegen diesen, wider seinen Willen gebannten Geist, der auf die Fragen seiner Beschwörerin zu antworten genöthigt war. Ach, er verdiente dies Mitleiden! Seine Gesundheit unterlag einer so ungewohnten Art zu seyn. Er ward krank, und sein Übel meldete sich so plötzlich, daß er sich eines Abends außer Stande befand, nach seiner Behausung zurückzugehen. Er wurde bei der Frau von Üserche mit der äußersten Einsicht und Sorgfalt gepflegt. Florentin that viel für seinen Vater; Honorine that alles für Florentin. Der alte Sekretair kam herbei, und half ihnen ihren Kranken bedienen; sobald er ihn etwas besser sah, beredete er ihn zu einer Reise nach Paris, um die dortigen Ärzte zu befragen. —

Ärzte sind es nicht, die ich brauche, sagte der Marquis: es müßte denn welche für die Seele geben! Wie ist es möglich, zu gleicher Zeit so abgespannt und so zerrissen zu seyn, wie ich mich fühle? Kümmerlich nährte ich in meiner Seele ein paar Fünkchen Ehrgeiz, um nur etwas noch zu empfinden, um nur einigen Trieb zum Handeln zu haben: und siehe, da finde ich das Gefühl meiner ersten Jahre in mir wieder, finde es aber wieder, um mich von einem Mädchen martern zu lassen, der ich ein Gegenstand des Abscheues bin, während ihr Bruder mich lieben möchte, und mich nur bedauern kann! — Wenn auch! sagte der Sekretair; Sie müssen von hier weg, und anderwärts ein weniger qualvolles Leben finden, oder den Tod. — Der Tag zur Abreise ward zwischen Florentin und dem Sekretair verabredet. Florentin hatte weggehen wollen, ohne seiner Schwe-

ster ein Lebewohl zu sagen. Er vermochte es nicht. Es war ein schrecklicher Abschied. — Und Du verlässest mich! rief sie; Du kannst es über Dein Herz bringen! Getrennt sollen wir seyn? Das war es, was ich mir ersparen wollte, was ich mehr als den grausamsten Tod fürchtete. — Todtenbleich stand Florentin, und konnte kein Wort vorbringen; sich kaum aufrecht haltend, wurde er aus den Armen seiner Schwester gerissen, und halb sterbend in den Wagen geworfen, wo sein Vater ihn erwartete.

In Paris sah er niemanden, als den Grafen von * * *, der mit ihm über sein unglückliches Schicksal weinte. Man rieth Herrn de la Touche die Luft von Italien, und er trat sogleich mit seinem Sohn diese Reise an.

Sobald sie fort waren, kam der alte Sekretair wieder zur Frau von Üserche. Er

hatte in Betreff der Revolution genug gesehen, um Honorinens Vormünder und ihre Mutter zum Verkauf alles dessen, was von ihren Gütern veräußert werden konnte, zu bereden. Mit ihrer Vollmacht versehen, wie er es auch mit der Vollmacht des Marquis war, legte er in Genua, Livorno, Hamburg Kapitale an, und kaufte zwei beträchtliche Landgüter in Sachsen, als einer von den Gegenden Deutschlands, wo von dem Kriege, den er voraussah, am wenigsten zu besorgen seyn würde. Er ließ die Frau von Üserche ihr Pariser Hotel behalten, und sie kam, nach wie vor, und brachte ihren Winter da zu, ohne eben sehr wahrzunehmen, was um sie vorging, ohne zu sehen, daß ihre Tochter zum düstern Schatten wurde, fremd an den Orten wo sie wandelte, gleichgültig gegen das Unglück das sie bedrohte, gegen die Verbrechen die in ihrer Nähe be-

gangen oder vorbereitet wurden. Es brauchte nichts geringeres, als den zehnten August und den zweiten September, um die Frau von Üserche aufzuwecken; und auch dann noch fiel sie in ihre Schlafsucht zurück, bis die Robespierrische Herrschaft alles, was sich durch einigen Glanz oder etwas Vermögen auszeichnete, mit dem Tode bedrohte. Nunmehr ließ sie sich vom Flecke wegbringen. Unter mancherlei Gefahren gelangte sie über die Gränzen Frankreichs; Honorine unterwarf sich sehr ungern den Kunstgriffen, mit welchen man sich durchhelfen mußte. — Vielleicht lebt Florentin noch, sagte der Sekretair, der sie nie verließ; und welches wäre sein Schicksal, wenn er einst in sein Vaterland zurückkehrte, und den gewaltsamen Tod seiner Schwester erführe? — Bei Florentins Namen schöpfte Honorine aus der Fülle ihrer Liebe wieder einiges Leben und einige

Kraft des Willens. Als sie aus Frankreich ging, waren etliche Monate vergangen, ohne daß sie Nachricht von ihm gehabt hatte; und sie hat seitdem keine mehr erhalten. Auch war sie kaum mehr kenntlich, als ich sie wiedersah. — In Toulon muß er also umgekommen seyn! sagte sie mir, nachdem sie ganze Stunden sprachlos geblieben war. Alle meine andern Muthmaßungen haben nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit. Aus Holland, aus England, von der Condé'schen Armee aus, hätte er Mittel gefunden, mich etwas von sich wissen zu lassen. Sein Vater wird ihn nach Toulon, oder vielleicht nach Lyon geschickt haben. Vielleicht ist er mit ihm gegangen, und sie sind beide umgekommen. Ach wenn es jenseits des irdischen Lebens noch Seelen gäbe, wie möchte die seinige so hartnäckig sich weigern, mir zu erscheinen? So lange schon suche und rufe ich

sie! Aber nicht einmal gewisse Schrecken, die ich sonst wohl kannte, die mir jetzt freundliche Erscheinungen dünken würden, kann ich mehr wiederfinden. Die Winde pfeifen, die Wetterfahnen, die Nachteulen ächzen in Sachsen wie in Frankreich; aber sie geben mir keine Täuschungen mehr. Ich sehe und höre nichts mehr, weder am Tage noch in der Nacht, in keinem verfallnen Gebäude, in keinem düstern Schattengang. Sein Geist ist zerstört; den meinen wird auch bald Zerstörung empfangen. — So lebt die Unglückliche von ihrer Trauer, mit einer Mutter, die sie verachtet, und mit dem alten Sekretair, dem sie Mühe hat zu vergeben, daß er es war, der einst dem Marquis die Augen öfnete. Sie hat indessen eine Art Zuneigung und Achtung für ihn. Wenigstens hat er, was sie liebt, zu schätzen, was sie haßt, zu kennen gewußt; er be-

dauert sie, und versucht nicht sie zu trösten. Lieb würde mir es seyn, wenn der Graf von ***, der nach mancherlei Verfolgungen umherirrt, in ihrer Nähe eine Zuflucht suchen sollte. Er ist der einzige Landsmann, den sie mit einigem Vergnügen sehen könnte. Sie fühlt es selbst so gut, daß sie, um nicht mit den Besuchen ausgewanderter Franzosen belästigt zu seyn, ihre Mutter bewogen hat, statt ihres Namens den Namen des Guts, das sie bewohnen, anzunehmen. Wenn denn zuweilen die Gräfin von *** den deutschen Namen, den sie jetzt trägt, radebricht, entfährt ihrer unglücklichen Tochter ein Lächeln, das einzige, was man noch auf ihren bleichen, zuckenden Lippen schweben sieht. Bis auf ihren Namen, den sie nicht lernen konnte, hat sich übrigens Frau von Üserche an alles, was sie umgiebt, recht gut gewöhnt. Sie spielt, schwatzt, macht eine sorg-

fältige Toilette, empfängt und erstattet Besuche, hört in der Kapelle, in der nahgelegenen Stadt, Messe, Vesper und alles, als wäre sie noch in ihrem zwanzigsten Jahre und im Schooß des katholischen und ruhigen Frankreichs.

Als ich von dort wegreiste, habe ich von ihr Abschied genommen: wie hätte ich mich aber entschließen können, ihre Tochter zu sehen? Ich kam an einem dunkeln Gange vorbei, wo sie allein wandelte, und ich hörte sie rufen: Florentin! Florentin! Sollte denn nichts mehr von Dir da seyn?

Vögl

B 71-149

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Charrière, Isabelle <<de>>,

Honorine von Üserche oder die Gefahr der Systeme

Frankfurt a. Main 1819

P.o.gall. 372 pd
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10089260-3